

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

34. JAHRGANG / NR. 140

חנוכה תש"פ

19. DEZEMBER 2019





Der Chanukka-Leuchter aus der abgelaufenen Ausstellung „Sieben Kisten mit jüdischem Material“ im Museum für Franken, Würzburg, wurde 1963 im Bad Kissinger Antiquitätenhandel erworben und soll laut Eintrag im Inventarbuch aus der Synagoge Westheim bei Hammelburg stammen.

Foto: Klaus Bauer, Museum für Franken, Würzburg

Stolpersteine in Schnaittach

HIER WOHNTE
DINA FREIMANN
JG. 1866
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET IN
MINSK

HIER WOHNTE
MARIANNE KÜNSTLER
JG. 1866
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 3.2.1943

HIER WOHNTE
SIMON FREIMANN
JG. 1859
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 3.12.1942

Unser Titelbild: Das „Sefer Evronot“ ist eine illustrierte Handschrift zur Kalenderberechnung zwischen dem jüdischen Mondkalender und dem christlichen Kalender. Dieses Manuskript wurde 1655 in Fürth von Solomon bar Moses erstellt. Die meisten der heute bekannten Exemplare stammen aus Süddeutschland und wurden zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert verfasst. Dieses Sefer Evronot konnte das Jüdische Museum Franken mit einer Spende des Fördervereins erwerben. Foto: Jüdisches Museum Franken.

Bilder Rückseite: Nr. 1: Das ländliche jüdische Erbe in Bayern. Aus: Schneeberger-Ausstellung im Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum. Foto: JSZ. Nr. 2: Unser Heft in der Ausstellung. Foto: R. Ries, JSZ. Nr. 3: Litfaßsäule am Münchner Odeonsplatz: Wo es begann. Foto: Orla Connolly, NS-Dokuzentrum München. Nr. 4: Jugendgruppe der Gemeinde Straubing. Nr. 5: Ausflug der Regensburger Gemeinde in die Schweiz. Nr. 6: Tanz um die Mechize. Foto: Pedro Malinowski. Nr. 7: 9. November-Gedenkfeier mit Rabbinerin Deusel in Ermreuth. Foto: Engelbert Braun.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Vor gut zwei Wochen hat Frau Bundeskanzlerin Merkel mich gebeten, sie auf ihrer Reise nach Polen zum Besuch von „Auschwitz-Birkenau deutsches nationalsozialistisches Konzentrations- und Vernichtungslager (1940–1945)“, so der korrekte Name, zu begleiten. Schon ihre Betonung des kompletten Namens auch in ihrer Rede vor Ort zeigte ihre Sensibilität für die polnischen Befindlichkeiten und für ihr Verantwortungsgefühl gegenüber den Opfern.

„Oświęcim liegt in Polen, aber im Oktober 1939 wurde Auschwitz als Teil des Deutschen Reichs annektiert“, sagte Frau Merkel in ihrer Rede. Auschwitz sei ein deutsches, von Deutschen betriebenes Vernichtungslager gewesen. „Es ist mir wichtig, die Täter deutlich zu benennen.“

Wir besuchten gemeinsam das ehemalige Stammlager Auschwitz und anschließend gingen wir in Begleitung des polnischen Ministerpräsidenten über das Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers Birkenau. Dort, wo die Güterzüge mit Juden aus allen Teilen Europas ankamen, stellte die Bundeskanzlerin ein Grablicht auf.

Der Auschwitz-Besuch ist immer eine starke emotionale Herausforderung und das kann man auch für diese sehr kleine Gruppe mit der Bundeskanzlerin, die zum ersten Mal dort war, sagen. Die besondere Empathie von Frau Merkel für alle Opfer und ihre respektvolle Haltung an diesem außergewöhnlichen Ort waren für alle Teilnehmer deutlich zu erkennen, auch in der Rede, die die Bundeskanzlerin danach hielt.

„Das Leiden der Menschen in Auschwitz, ihr Tod in den Gaskammern, Hunger, Kälte, Seuchen, qualvolle pseudomedizinische Versuche, Zwangsarbeit bis zur völligen Erschöpfung, was hier geschah, lässt sich



mit Menschenverstand nicht erfassen“, sagte sie. An anderer Stelle ergänzte dann die Bundeskanzlerin, dass wir heute in Deutschland wieder ein blühendes jüdisches Leben hätten. Das sei alles andere als eine Selbstverständlichkeit. „Das ist ein großes Geschenk. Es gleicht gar einem Wunder.“

An dieser Stelle möchte ich auch an das „Wunder von Chanukka“ erinnern, an das Licht, das acht Tage statt einem brannte. Rabbi Berger und Yizhak Ahren beschreiben das Fest auf den nächsten Seiten. Für mich ist die Chanukka-Geschichte ein wichtiges Element jüdischer Tradition. Daraus entwickelte sich mit dem Chanukka-Leuchter und dem Anzünden der Kerzen ein bildstarkes Symbol in Erinnerung an das Wunder. Und ein Wunder ist für mich ein Ereignis, das unerwartet eintritt, das nicht logisch zu erklären ist und das große Freude bereitet.

Diese Definition möchte ich, mit Einschränkungen, auch auf das „Wunder von Halle“ anwenden, wo eine alte, aber starke Holztür die betende Jom Kippur-Gemeinde vor dem Angriff eines antisemitischen Terroristen schützte. Auch das von der Bundeskanzlerin genannte Wunder der lebendigen jüdischen Gemeinden lässt sich mit dieser Definition beschreiben, allerdings mit einer Einschränkung. Die „große Freude“ ist heute bei vielen Gemeindemitgliedern stark eingetrübt. Das liegt am offener artikulierten Antisemitismus, an größerer Gewaltbereitschaft und an Menschen, die unsere demokratische Gesellschaft zerstören wollen.

In dieser Situation ist die Unterstützung von Sicherheitsmaßnahmen unserer Gemeinden durch alle Körperschaften des Staates notwendig. Einen ersten Schritt haben die Innenminister unmittelbar nach dem Anschlag von Halle bereits unternommen. Gelöst ist das Problem aber vielerorts noch nicht. Hinzu kommt noch, dass überführte Täter häufig keine effektive Bestrafung befürchten müssen, weil Teile der Justiz leider doch noch auf dem rechten Auge blind sind. Die gesellschaftliche Verantwortung der Justiz wird noch zu häufig von formaljuristischen Erklärungen beiseite geschoben.

„Wir müssen denen widersprechen, die gegen Menschen anderen Glaubens oder anderer Herkunft Vorurteile und Hass schüren“, sagte die Bundeskanzlerin. Wir werden sie darin unbedingt unterstützen und wir möchten möglichst viele Demokraten auf diesem Weg mitnehmen.

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
erscheint im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka

Redaktionsleitung: Benno Reicher,
redaktion@berejournal.de

Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R,
Effnerstraße 68, 81925 München

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach

Chanukka 5780

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4
Die Chanukkia vor dem Weißen Haus
Von Yizhak Ahren 5

Kultur

Nachgefragt: Dr. Barbara Staudinger
Jüdisches Museum Augsburg 6
Jubiläum im Museum Fürth
Von Miryam Gümbel 9
Tanz um die Mechize
Von Benno Reicher 11

Themenschwerpunkt:

Schneebergers Landgemeinden

Der Spurenfinder
Von Roland Flade 12

Großes Grabstein-Projekt

Von Udo Schuster 14

**Schnaittach – das Bollwerk im
Schatten der Reichsstadt**

Von Michael Schneeberger s.A. 16

Nachrichten aus Frankreich

Chirac und die Juden: Eine Bilanz
Von Gaby Pagener-Neu 26

**Aus den jüdischen Gemeinden
in Bayern 31**

Buchbesprechungen 38

Jiddischer Beitrag

Wos hejst chanuke
Von Marion Eichelsdörfer 47

Chanukka

Von Landesrabbiner a. D. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Chanukka, das jüdische Lichterfest in den trüben Wintertagen, ist gleichermaßen ein Gedenkfest der Freiheit des Gewissens. Es zeugt von der Richtung der Fortentwicklung des Judentums gegen Ende der biblischen Zeit. Der damals Politik und Kultur beherrschende Hellenismus wollte im 2. Jahrhundert vor der Zeitrechnung (v.d.Z.) die freie Ausübung der Riten der jüdischen Lebensform verbieten, entweihte den Tempel in Jerusalem und stellte dort seine Götzen auf.

Die Israeliten entfalteten unerwartet starken Widerstand gegen die Besatzer. Die Priester des Heiligtums, wie auch zahlreiche einfache Handwerker und Landwirte, stärkten das anfangs winzige Heer, das sich unter der Führung der Makkabäer gewaltsam gegen die Eindringlinge erhob, in seinen Kämpfen. Ihre Gegner waren kampferprobte Soldaten der syrisch-makedonischen Armaden. Dennoch gelang es den Aufständischen nach harten Jahren am 25. des jüdischen Monats Kislew Jerusalem mit seinem Heiligtum zurückzuerobern. Nach ihrem Einmarsch betrachteten es die Befreier als ihre vornehmliche Pflicht, den Tempel auf dem Tempelberg zu reinigen, um ihn wieder für den täglichen Gottesdienst einweihen zu können.

Diese Weihung des Altars heißt auf Hebräisch *Chanukkat Hamisbeach*, Weihe des Altars. Daher der Name des Festes *Chanukka*, d.h. Tempelweihe.

Und dennoch sind die Ereignisse, die Episoden dieses Freiheitskampfes, jahrhundertlang im jüdischen Volksgedächtnis in den Hintergrund verdrängt worden. Als ob die jüdische Nachwelt sich nicht

erinnern wollte. Wenn die Historie und vor allem die jüdische Geschichtsschreibung nur aus den hebräischen Quellen hätte schöpfen können, so würden wir nicht einmal das Wort „Makkabäer“ kennen. Jene hebräische Bezeichnung der Freiheitskämpfer, die heute sogar oft als Name für viele jüdische Sportvereine, nämlich „Makkabi“, in aller Welt, dient.

Aus dem ganzen heroischen Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit des jüdischen Landes blieb lediglich ein kurzer Bericht im Talmud, der Schatzkammer der nachbiblischen jüdischen Literatur, übrig. Die Wiederinstandsetzung des Altars, das Anzünden des Tempelleuchters, der Menora, die dann doch acht Tage lang brannte. Durch ein Wunder! Das Öl in der Lampe hätte nur für einen Tag gereicht. Die Bücher der Makkabäer bewahrten jedoch in der klassischen griechischen Sprache jene Ereignisse, die dem Aufstand vorangingen. Ein eigenwilliger Despot, Antiochus Epiphanes, verbot nicht nur das Praktizieren der jüdischen Zeremonien, sondern sogar das Studium der Tora, auch die Brit Mila, die Beschneidung der jüdischen Knaben. Mit diesem Verbot war er allein in der jüdischen Geschichte, bis zu dem berüchtigten Gerichtsbeschluss des Kölner Landgerichts vor sechs Jahren.

Anstelle der jüdischen Schulen gründete er griechische Gymnasien und Theater auf dem Boden jüdischer Propheten. Jedoch, diese Gymnasien und Theater waren keine Bildungsanstalten. Sie dienten den blutigen hellenistischen Wettkämpfen, wobei die Besiegten selten lebend

davonkamen. Die Arenen der Theater dienten öfters solchen Massenveranstaltungen, wobei die Gladiatoren ihre Kräfte mit wilden Tieren messen mussten. In den Jahrhunderten der Diaspora gab es keinen jüdischen Widerstand, es blieb nur der erduldeten, bitteren Leidensweg. Ohne aufzumucken. Es galt lediglich die Hoffnung auf die göttliche Fürsorge und mit übermenschlicher Geduld Gottvertrauen zu üben, in Erwartung der göttlichen Erlösung.

Während der langen Jahrhunderte der Rechtlosigkeit unseres Volkes, wie auch in der Neuzeit mit ihrer Emanzipation und Assimilation, konnten und wollten die Rabbinen in den Makkabäern keine Freiheitskämpfer sehen, sondern lediglich fromme, religiöse Männer, deren Ziel und Verdienst es war, sich für Chanukkat Hamisbeach, für die Wiedereinweihung des Altars selbstlos einzusetzen. Aufgrund der Schilderungen der Makkabäer-Bücher lernte man die Geschichte von Chana, der jüdischen Mutter, kennen, die mit ihren sieben Söhnen den Märtyrertod wählte, anstatt dem griechischen Gott Zeus zu huldigen. Sogar die katholische Kirche verehrte diese Kinder als ihre Heiligen. Wussten die Patres, dass sie jüdischen Jungen huldigen, oder haben sie dies ebenso verdrängt, wie manche sogar erfolgreich das Judesein all ihrer Apostel verdrängt hatten?

Erst unsere Zeit, nach der Schoa, begegnet den Makkabäern mit mehr historischem Verständnis und Gefühlsbindung. Wir würdigen heute den Kampf und Widerstand von Jehuda Hamakkabi, dem



Kreiselspiel „Trendel“ oder hebräisch „Sewiwon“.

Foto: JKMAS

wir unsere, aber auch die Christen ihre Existenz zu verdanken haben. Wenigstens dies spürten die Kirchenväter richtig, dass es ohne die Makkabäer auch nicht zum Christentum gekommen wäre. Die Gebete und Zeremonien der Chanukkatage huldigen der Gnade Gottes, die sich diesmal im Erfolg der Makkabäer erblicken lässt.

Acht Tage lang werden in den Synagogen die Lobpsalmen gesprochen, und dennoch ist das populärste Lied des Festes das Maos Zur, das allabendlich von der ganzen Familie nach dem Anzünden der Lichter in der Chanukkija gesungen wird. Sein Autor ist wahrscheinlich ein Synagogensänger aus Deutschland aus dem 13. Jahrhundert. Von seinem Namen verraten die Vershäupter, dass er Mordechaj hieß. Seine Melodie erinnert auch an ein deutsches Marschlied. Vom 15. Jahrhun-

dert an war das Lied schon in ganz Europa verbreitet.

Wie die meisten unserer Feste ist auch Chanukka ein inniges Familienfest. Laut unseren traditionellen Geboten sind wir verpflichtet das Wunder von Chanukka kundzutun und öffentlich sichtbar zu machen. Daher stellen wir die Lichter allabendlich an unsere Fensterbank oder vor unsere Wohnungstür. Es ist weiterhin üblich, sich nach dem Lichtentzünden im Familienkreis mit verschiedenen Spielen zu beschäftigen. An den Chanukkaabenden spielten sogar stets ernsthafte Gelehrte, die sonst die Spielleidenschaft als Zeitverschwendung verachteten.

Das bekannteste dieser Spiele ist ein aus dem mittelalterlichen Deutschland stammendes Kreispiel, „Trendel“, oder hebräisch „Sewiwon“. Der Trendel hat an vier Seiten vier hebräische Buchstaben,

die den Verlauf des Spiels bestimmen. Die vier hebräischen Buchstaben ergeben einen hebräischen Satz, der daran erinnert, dass „dort einst ein großes Wunder geschah“.

Im Spiel drehen die Teilnehmer ihre Kreisel, den Sewiwon, einer nach dem anderen. Je nachdem, welcher Buchstabe auf dem Kreisel oben liegt, gewinnt man oder muss man in die „Bank“ einzahlen. Die hebräischen Buchstaben stehen aber für deutsche oder auch jiddische Begriffe, wie das hebräische „Gimmel“ für „Ganz“, „Heh“ für „Halb“, „Schin“ für „Stell ein“, oder besser gesagt, zahle ein und schließlich das „Nun“ für „Nichts“, das heißt, kein Gewinn, aber auch kein Verlust im Spiel. Die hebräischen Buchstaben mit deutschjiddischen Begrifflichkeiten erinnern auch daran, wie Juden und die deutsche Volkskultur oft miteinander verbunden waren.

Die Chanukkia vor dem Weißen Haus

Eine Betrachtung zu Chanukka von Yizhak Ahren

Der letzte Lubawitscher Rebbe, Rabbiner Menachem Mendel Schneerson, ist auf die an dieser Stelle nicht zu diskutierende Idee gekommen, prominente Nichtjuden an der Zeremonie des Anzündens der Chanukka-Lichter zu beteiligen. Deshalb haben seine Emissäre im Jahre 1978 auf dem Rasen des Weißen Hauses in Washington eine große Chanukkia aufgestellt. Dem damaligen Präsidenten, Jimmy Carter, wurde die Ehre zuteil, den Schamasch anzuzünden. Der Emissär des Lubawitscher Rebben, Rabbiner Abraham Schemtov, sagte laut die Segenssprüche und zündete dann vier Kerzen an, da gerade der vierte Abend von Chanukka war. Der amerikanische Präsident protestierte jedoch: „Jetzt ist erst die Hälfte der Chanukkia beleuchtet!“ Und er bestand darauf, dass man auch noch die übrigen vier Kerzen anzünden sollte. So geschah es, dass am vierten Tag Chanukka vor dem Weißen Haus acht Chanukka-Lichter brannten.

Der Einwand des amerikanischen Präsidenten erscheint auf den ersten Blick durchaus berechtigt. Warum zündet man nicht an jedem Tag acht Kerzen an? Eine solche Wiederholung würde einprägsam an die Dauer des Öl-Wunders erinnern. Eine Antwort auf Jimmy Carters Frage finden wir im Talmud (Schabbat 21b), und zwar in einer Barajta, welche die drei Stufen beim Anzünden der Chanukka-Lichter darlegt. „Die Rabbanan lehrten: Ein Licht der Chanukka-Lampe für sich und seine ganze Familie. Die Pflichtbeflissenen (hebr. Mehadrin) brennen für jede einzelne Person je ein Licht. Und die hervorragend Pflichtbeflissenen (hebr.

Mehadrin min Hamehadrin) brennen nach Ansicht der Schule von Schammai am ersten Tag acht Lichter und an den folgenden Tagen je eines weniger, und nach Ansicht der Schule von Hillel am ersten Tag ein Licht und an den folgenden Tagen je eines mehr.“

Die Kontroverse zwischen den zwei tannaitischen Schulen bedarf einer Erläuterung. Wir wollen sowohl die Ansicht von Bet Schammai als auch die Auffassung von Bet Hillel verstehen. Es ist bemerkenswert, dass Amoräer zwei verschiedene Erklärungen für die unterschiedlichen Praxisformen gegeben haben: „Ein Amoräer sagt, der Grund der Schule Schammais sei: die Zahl der Lichter entspreche der Zahl der folgenden Tage, und der Grund der Schule Hillels sei: die Zahl der Lichter entspreche der Zahl der verstrichenen Tage. Und der andere Amoräer sagt, der Grund der Schule Schammais sei: Gleich den Stieren am Sukkotfest, und der Grund der Schule Hillels sei: beim Heiligen erfolge es aufsteigend und nicht absteigend.“

Die soeben zitierten Ausführungen der zwei Amoräer verdeutlichen den Streitpunkt zwischen den zwei Lehrhäusern. Ihre Meinungsverschiedenheit dreht sich um die Frage, wie man das Öl-Wunder am besten veranschaulichen kann. Hillels Schule meint, dies erfolge, indem man jeden Tag ein Licht mehr anzündet, denn jeden Tag wurde das Öl-Wunder größer und offensichtlicher: acht Tage brannte eine Ölmenge, die unter normalen Umständen nur für einen Tag gereicht hätte. Hingegen wollen Schammais Schüler den Prozess des Wundergeschehens hervor-

heben: Am ersten Tag reichte das Wunderöl, wie wir nachträglich wissen, für insgesamt acht Tage; am zweiten Tag war schon weniger Öl vorhanden, daher nur noch sieben Lichter usw. Es kommt also auf die Betrachtungsweise an. Den Ablauf des Öl-Wunders kann man sowohl wie Bet Schammai als auch wie Bet Hillel darstellen!

Für die Ansicht von Bet Hillel, die wir heute praktizieren, spricht das Prinzip, dass man beim Heiligen immer aufsteigen und nicht absteigen soll. Dieses wichtige Prinzip kann und will die Schule von Schammai natürlich nicht bestreiten. Schammais Schule stützt sich auf einen Präzedenzfall in der Tora. Die Zahl der Stiere, die am Sukkot darzubringen waren, verminderte sich mit jedem Tag des Festes – dreizehn, zwölf, elf usw. (siehe 4. Buch Mose Kap. 29,13ff). Bet Schammai beruft sich auf die Opfer des Laubhüttenfestes, um die Entwicklung des historischen Öl-Wunders in der Gegenwart veranschaulichen zu können.

Jimmy Carters Staunen, dass Rabbiner Abraham Schemtov nur vier Lichter auf einer achtarmigen Chanukkia angemacht hat, rührt daher, dass er den Sinn der symbolischen Handlung nicht ganz begriffen hat. Es genügt eben nicht, an einem der acht Tage Chanukka-Lichter anzuzünden; man muss vielmehr die Entwicklung von Tag zu Tag genau beachten! Wer Bet Hillel folgend an acht Tagen aufsteigend Lichter anzündet, erinnert sich und seine Umgebung an das historische Öl-Wunder und gleichzeitig auch an für das Judentum charakteristische Prinzip des Aufsteigens!

Nachgefragt: Dr. Barbara Staudinger

Museumsdirektorin in Augsburg
Das Gespräch führte Benno Reicher

AUGSBURG Vor gut einem Jahr kam Dr. Barbara Staudinger als neue Direktorin des Jüdischen Museums nach Augsburg. Wir haben die Judaistin und Historikerin in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 5. September 2018 bereits vorgestellt. Seit etwa einer Woche zeigt sie im Augsburger Textil- und Industriemuseum in der Provinostraße, dort hat sie bessere räumliche Bedingungen, eine von ihr, Andreas Brunner und Hannes Sulzenbacher kuratierte Ausstellung. Darüber, über ihre erste Zeit in Augsburg-Schwaben und über ihre zukünftigen Pläne habe ich mit Dr. Staudinger Ende November gesprochen.

Benno Reicher: Ihre Ausstellung „Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge“ haben Sie bereits 2018 in Wien und in diesem Jahr in einer deutschen Version im NS-Dokumentationszentrum in München gezeigt. Warum jetzt auch noch in Augsburg?

Dr. Barbara Staudinger: Als wir, das heißt Hannes Sulzenbacher, Andreas Brunner und ich, als Kuratoren die Ausstellung für das Filmarchiv Austria konzipiert haben, haben wir nicht gedacht, was für eine unglaubliche Brisanz sie entwickeln würde. Wir dachten damals, dass wir auf der Ebene einer Ausstellung das untersuchen, was sich damals viele fragten: Sind wir auf dem Weg in „Weimarer Verhältnisse“? Daher ist der Kern der Ausstellung auch ein struktureller Vergleich von Ausschlussmechanismen: in den 1920er- und 1930er-Jahren (vor dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich) gegen die jüdische Bevölkerung und heute gegen alle jene Gruppen, gegen die gehetzt wird: Ausländer, Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge und – noch immer – Juden und Jüdinnen.

Mirjam Zadoff vom NS-Dokumentationszentrum in München fragte uns dann, ob wir die Ausstellung für Deutschland umarbeiten würden – und da ich zu diesem Zeitpunkt gerade meinen Job in Augsburg angetreten habe, habe ich dies zum Anlass für eine Kooperation genommen. Die Ausstellung geht also von München nach Augsburg.

Für das NS-Dokumentationszentrum haben wir praktisch alle Objekte, die sich ja in der ersten Ausstellung auf Österreich bezogen, getauscht und deutsche Objekte

recherchiert – mit einem Schwerpunkt auf Bayern.

Nun haben wir die Ausstellungsübernahme zum Anlass genommen, noch einmal zu aktualisieren und mehr Objekte aus Bayerisch-Schwaben zu bringen. Dadurch, dass wir im Wechselausstellungsraum des tim viel mehr Platz haben, haben die Architekten die Ausstellungsgestaltung ebenfalls angepasst und es wird sehr, sehr schön, das kann ich versprechen.

B.R.: Sie sind seit gut einem Jahr Direktorin des Jüdischen Museums in Augsburg. Was hat Sie an diesem Museum interessiert?

B.ST.: Jüdische Museen sind schon etwas Besonderes. Sie sind auf der einen Seite Museen einer historischen Minderheit und verhandeln dort auch Fragen aus der Perspektive der Minderheit, auf der anderen Seite werden sehr hohe Erwartungen an sie gerichtet. Sie sollen die von der Politik so gerne bemühte „christlich-jüdische Kultur“ vermitteln, sie sollen präventiv gegen Antisemitismus wirken und erinnerungskulturell arbeiten. Aus diesem Spannungsfeld ergibt sich eine sehr interessante Arbeit. An Augsburg selbst hat mich vor allem das Zusammenspiel von Stadt und Umland gereizt. Während Juden und Jüdinnen seit der Vertreibung in den Jahren 1438/40 bis ins 19. Jahrhundert der Aufenthalt in der Stadt verwehrt

war, bildeten sich in Bayerisch-Schwaben eine Vielzahl von jüdischen Landgemeinden entlang der Handelsrouten zur Reichsstadt. Das Landjudentum ist eines meiner Forschungsgebiete und daher liegt mir das Jüdische Museum hier besonders am Herzen.

B.R.: Welche Bedeutung könnte das Museum für Augsburg haben?

B.ST.: Welche Bedeutung ein Museum haben kann, kommt nicht nur auf das Museum, sondern auch auf die Stadt an. Als Museum wollen wir den Menschen in dieser Stadt und im Landkreis etwas mitgeben – Geschichten und Gedanken, Ideen und Ansätze, und vor allem wollen wir die Perspektive verändern. Wenn uns dies auch nur ein kleines bisschen gelingt, haben wir Bedeutung, dann ist unsere Museumsarbeit erfolgreich.

B.R.: Wie ist die Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde, wird es gemeinsame Projekte geben?

B.ST.: Die Zusammenarbeit mit der jüdischen Gemeinde ist eine sehr gute, partnerschaftliche. Gemeinsame Projekte gibt es schon, so zum Beispiel der Europäische Tag der jüdischen Kultur, weitere Projekte wird es selbstverständlich geben, nicht zuletzt im Zuge der Neukonzeption der Dauerausstellung.



Museumsdirektorin Dr. Barbara Staudinger.

© JKMAS

B.R.: Sie wollten mit dem Museum zu den Menschen „in die Stadt gehen“. Konnten Sie diesen Wunsch realisieren?

B.ST.: Ich glaube schon. Wir haben im Frühjahr 2019 die „Ersten Augsburgers Desintegrationstage“ veranstaltet und waren mit Max Czollek und den Besucherinnen und Besuchern nicht nur in unseren beiden Museumsstandorten, sondern auch im Kulturhaus abraxas zu einem Talk und im Weißen Lamm für einen Poetry Slam. Im Juli haben wir unsere Ausstellung „Über die Grenzen. Kinder auf der Flucht 1939/2015“ mit einer großen Performance im öffentlichen Raum, von Kriegshaber bis zum Rathausplatz, eröffnet. Und nächstes Jahr geht es weiter, ich will nicht zu viel verraten, aber es wird etwas zu sehen geben – für alle.

B.R.: Welche Bedeutung haben Kunstprojekte für Ihre Arbeit?

B.ST.: Ich glaube an die Macht der Kunst. Sie eröffnet nicht nur einen anderen Zugang zu Themen, sondern sie fügt auch etwas hinzu, das sonst fehlen würde: Eine Perspektive, einen Inhalt oder etwas anderes. Gerade für junge Menschen ist Kunst ein sehr schöner Zugang, weil sie noch nicht in ihrer Erwartung festgefahren sind. Sie sind offen und bereit, etwas einfach einmal so anzunehmen, wie es ist, auch wenn kein langer Text danebensteht. Was aber selbstverständlich nicht heißt, dass nur junge Menschen etwas mit Kunst anfangen können.

B.R.: Welche Pläne haben Sie für die nächsten Jahre?

B.ST.: Viele. In Bezug auf das Museum ist sicherlich die nun tatsächlich beginnende Sanierung der Synagoge, der zeitweilige Auszug des Museums, die Neukonzeption der Dauerausstellung und konzeptionelle Überlegungen für den Wechselausstellungsraum das Wichtigste. Bis dahin vergehen jedoch noch einige Jahre. Nächstes Jahr werden wir das Jahresthema „Feminismus“ haben und planen eine große Ausstellung, und im Frühjahr wird es eine neue Intervention in der Dauerausstellung geben. Wir werden aber auch dem Museum mit einem neuen Corporate Design ein neues Erscheinungsbild geben – ein Wettbewerb in Kooperation mit der Hochschule für Gestaltung ist bereits angelaufen – und wir werden uns intensiv mit der Sammlung und ihrer Geschichte auseinandersetzen, einen Provenienzbericht erstellen. Dies sind nur kleine Einblicke, es gibt noch andere Projekte, die wir zeitnah umsetzen wollen. Dazu braucht es nicht nur Enthusiasmus – daran mangelt es uns nicht –, sondern auch Geld. Daher liegt auch ein Schwerpunkt auf der Professionalisierung des Fundraisings.



Führung mit Dr. Barbara Staudinger.

Foto: JKMAS

B.R.: Danke für das Gespräch, Frau Dr. Staudinger, und viel Erfolg für Ihre Arbeit.

Einen Beitrag über die neue Ausstellung „Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge“, ein Kooperationsprojekt mit dem Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg, finden unsere Leser bereits in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 25. September 2019.

Die Ausstellung wird in Augsburg bis zum 29. März 2020 gezeigt und von unterschiedlichen Sonderveranstaltungen, Lehrerfortbildungen und Workshops begleitet. Alle Besucherinformationen des Jüdischen Museums Augsburg Schwaben auf www.jkmas.de und des Staatlichen Textil- und Industriemuseums Augsburg auf www.timbayern.de.



Aus der Ausstellung „Die Stadt ohne“: Im Winter 2006/2007 legten Unbekannte einen Schweinekopf mit „Judenstern“ vor die Tür des Restaurants Schalom in Chemnitz. Im August 2018 wurde es im Zuge der fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Chemnitz erneut angegriffen.

Foto: Uwe Dziuballa

Die Stadt ohne

AUSGBURG Hugo Bettauers Roman „Die Stadt ohne Juden“ von 1922 über die Vertreibung der Juden aus Wien liest sich wie eine Satire, sie hatte damals aber auch eine „pädagogische“ Konnotation. Am Ende der Geschichte verstehen die Wiener, dass ihre Stadt ohne Juden zusammenbricht und sie holen sie wieder zurück, ein gutes Ende. Als in den 1980er- und 90er-Jahren die Fremdenfeindlichkeit bei uns immer bedrohlicher wurde, versuchten viele Initiativen, dem argumentativ zu begegnen. Dazu gehörte auch das Argument, dass unsere Gesellschaft heute nicht mehr ohne ausländische Beschäftigte, zum Beispiel im Gesundheitswesen oder in der Stadtreinigung, funktionieren würde.

Eine weitere Verbindung zwischen Geschichte und Gegenwart drängt sich auf. Bettauers Fiktion der „Vertreibung“ wurde mit den Nazis Realität, sein Wien wurde „judenrein“ und als man sie hätte zurückholen können, waren sie schon ermordet. Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus sind heute ausgeprägter, gewalttätiger und offener als noch vor 30 Jahren. Lässt das den Schluss zu, dass auch heute, mit einer fremdenfeindlichen Partei in deutschen Parlamenten, Bettauers Vision von einem guten Ende nicht realistisch ist?

Die Augsburger Ausstellung „Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge“ könnte auch diese Diskussion mit ihren Besuchern führen, der schwergewichtige Katalog zur Ausstellung diskutiert die Frage mit zahlreichen Essays von sehr unterschiedlichen Autoren auf einer akademischen Ebene. Zur Orientierung und Sensibilisierung seien historische



Vergleiche durchaus legitim und sinnvoll, schreibt die Historikerin, Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München und Mitherausgeberin des Katalogs in ihrer Einführung. Es stehe wohl außer Frage, „das Lernen aus der Geschichte ist ein schwieriges Thema. Doch der Blick nach hinten ermöglicht es uns, durch umsichtige Vergleiche aktuelle Entwicklungen zu analysieren“, schreibt Prof. Mirjam Zadoff. „Durch das Aufzeigen von Ähnlichkeiten, Parallelen und Unterschieden zur Vergangenheit kann Geschichte zu einer Art Warnsystem werden.“

Der Münchener Historiker Prof. Michael Brenner erinnert in seinem Katalogbeitrag auch an den jüdischen Reisechriftsteller Artur Landsberger und an seinen 1925 erschienenen Roman „Berlin ohne Juden“. Er sei nicht besonders originell gewesen, meint Brenner, handele

es sich „bei dem Buch doch um ein kaum kaschiertes Remake von Bettauers Roman“. Aber Brenner beschreibt auch die historischen Fakten mit einem besonderen Blick auf Bayern. „Die Forderung nach Ausweisungen vor allem der aus Osteuropa eingewanderten Juden gehörte seit Jahrzehnten zum Standardrepertoire der antisemitischen Parteien.“ In München bekannten sich der Polizeipräsident und der Leiter der politischen Abteilung schon sehr früh zu den Nationalsozialisten und 1919 gab es „Unternehmungen“, Ostjuden aus Bayern zu verweisen. „1920 erhielten diese Versuche dann einen entscheidenden Förderer“, schreibt Brenner, „als nämlich mit Gustav von Kahr ein neuer Ministerpräsident gewählt wurde, der empfänglich für antisemitische Propaganda war.“ Besonders erfolgreich war Kahr damals mit seinen Ausweisungen noch nicht, aber nach Brenners Einschätzung sei die tatsächliche Gefahr der Ausweisung von Juden nirgendwo stärker sichtbar gewesen als in Bayern.

In Wien wurde Hugo Bettauer drei Jahre nach Erscheinen seines Buches Opfer des Antisemitismus. Am 10. März 1925 erschoss der Nazi Otto Rothstock den Schriftsteller in seiner Redaktion. Der Prozess gegen seinen Mörder wurde zur Hetze gegen das Opfer instrumentalisiert und endete in einem milden Urteil. Der Mörder wurde für unzurechnungsfähig erklärt. Auch damit beschäftigt sich der Katalog in einem eigenen Kapitel. *Benno Reicher*

Andreas Brunner, Barbara Staudinger, Hannes Sulzenbacher, Mirjam Zadoff: Die Stadt ohne. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge, 232 S., Hirmer Verlag, München 2019, www.hirmer-verlag.de.

Vertreibung 1519

REGENSBURG Die Slavistin und Professorin für Slavisch-Jüdische Studien an der Universität Regensburg, Sabine Koller, beschäftigt sich seit über zehn Jahren mit jiddischer Literatur. Schon 2009 zeigte sie, in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat der Stadt Regensburg, die Ausstellung „Ein Tag im jüdischen Regensburg mit Joseph Opatoshu und Marc Chagall“.

Joseph Opatoshu gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der jiddisch-amerikanischen Literatur. Er wurde 1886 in Polen geboren und emigrierte 1907 in die USA. Seine Erzählung „Ein Tag in Regensburg“ basiert auf der Vertreibung der Juden aus Regensburg im Jahr 1519. Die jiddische Originalausgabe „A tog in Regensburg“ erschien 1933 in New York. 60 Jahre später



Buchvorstellung in der neuen Regensburger Synagoge. Von links: Die Musiker Heinz Grobmeier und Fredy Granzer, Dr. Ursula Regener, Frauenbeauftragte der Uni Regensburg, Ilse Danziger, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, die Slavistin und Herausgeberin Prof. Sabine Koller, Manuela Dennerlohr (deutsch-jiddische Lesung) und der Verleger Fritz Pustet. Foto: Elisabeth Angenvoort

wurde sie erstmals ins Deutsche übersetzt. Sabine Koller hat nun eine kommentierte Neuauflage der deutschen Fassung von „Ein Tag in Regensburg“ im Pustet Verlag vorgelegt und im Oktober in der neuen Regensburger Synagoge vorgestellt.

Opatoshu beschreibt in seiner Geschichte nicht die überlieferten Ereignisse, sondern fikionalisiert eine zur selben Zeit stattfindende jüdische Hochzeit. Mitten in das bunte, lebendige Treiben bricht die Hiobsbotschaft ein: Den Regensburger Juden droht die Vertreibung. Aus dem Hochzeitstanz wird ein Totentanz, der in mehrfacher Hinsicht das Leiden der Regensburger Juden vorwegnimmt. bere

Joseph Opatoshu, Sabine Koller: Ein Tag in Regensburg, 142 Seiten, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2019, www.verlag-pustet.de.



Landes, und die Bürger, jüdische und nichtjüdische, sollen das Jüdische Museum als Bastion des gemeinsamen Bürgerlebens wertschätzen, verteidigen, sich an ihm freuen.“

Schulte hatte mit Blick auf den Anschlag in Halle an ein weitgehend vergessenes Pogrom in Würzburg von 1819 erinnert: Die Menschen, die dort ebenso wie vor 200 Jahren in Würzburg überlebten, würden die Todesangst ihr ganzes Leben nicht vergessen. „Auch deswegen geht uns dieses Ereignis bis heute etwas an, und wir dürfen Halle nicht vergessen.“

Ministerialdirektor Rolf-Dieter Jungk vom Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst unterstrich die Bedeutung des Museums für die Vermittlung des Wissens um jüdische Kultur. Im Fürther Museum werde die lange Kultur jüdischen Lebens deutlich. Auch heute habe es in der Mitte der Gesellschaft seinen festen Platz. Das Museum sei nicht nur ein Ausstellungsort, sondern auch Gesprächs- und Lernort, ein Forschungs- und Bildungszentrum. Hier werde erfahrbar, was im Umfeld der Schoa geschehen ist, ergänzte der bayerische Beauftragte für Antisemitismus, Ludwig Spaenle, zugleich sei in Fürth das Miteinander spürbar.

„Von meinem Schreibtisch aus sehe ich jeden Tag das Museum“, sagte Oberbürgermeister Thomas Jung. Er erinnerte an die Bedeutung jüdischen Lebens in Fürth, wo einst 20 Prozent der Bevölkerung jüdischen Glaubens waren. Bezirkstagspräsident und Landrat Armin Kroder, zugleich Erster Vorsitzender des Trägervereins Jüdisches Museum Franken e. V., mahnte „Toleranz hört da auf, wo Intoleranz beginnt.“

Jubiläum im Museum Franken

Von Miryam Gümbel

FÜRTH Am 15. Oktober ist in Fürth das 20-jährige Bestehen des Jüdischen Museums Franken gefeiert worden. Freunde und Förderer des Hauses waren gekommen sowie Vertreter des öffentlichen Lebens, darunter auch Susanne Jahn, die Erste Vorsitzende des Fördervereins sowie der Gründungsdirektor und heutige Leiter des Jüdischen Museums in München, Bernhard Purin.

In Fürth war 1999 das Museum mitten in der Altstadt gegründet worden – in dem ehemaligen Bürgerhaus einer jüdischen Familie, mit einem Ritualbad sowie ganz oben einer Sukka. Fürth ist heute der Hauptsitz der drei fränkischen Museen, die als Jüdisches Museum Franken zusammengeschlossen sind, neben Fürth sind das Schnaittach und Schwabach. Alle drei Standorte geben mit ihren Sammlungen Einblick in das jüdische Leben früherer Jahrhunderte. Dazu kommt ein heute besonders dringliches Anliegen: die Vermittlung und Aufklärung über jüdisches Leben gestern und heute. Wie notwendig solch ein Wissen ist, hatte wenige Tage vorher der antisemitische Anschlag auf die Synagoge in Halle am Jom Kippur einmal mehr unterstrichen.

Für Museumsdirektorin Daniela Eisenstein ist neben der Präsentation von Judaika und Alltagsgegenständen die Wissensvermittlung ein besonders wichtiger Aspekt. Dass mit einer Bibliothek im Erweiterungsbau dafür gute Möglichkeiten geschaffen werden konnten, freut sie. Mit ihm sei eine neue Ära in der Arbeit angebrochen und Voraussetzungen geschaffen

worden für die Zusammenarbeit mit Schulen und akademischen Einrichtungen.

Denn die Wissenschaft des Judentums hat durchaus etwas mit einem jüdischen Museum von heute zu tun, wie Professor Christoph Schulte von der Universität Potsdam in seinem Festvortrag ausführte. Die Sicht auf jüdische Geschichte habe sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geändert und schlage sich in der Gestaltung der Museen nieder. „Jüdische Museen gehören zum Bürgerleben der Stadt und der Region und des



Von links: Elisabeth Reichert, Kultur-Referentin Stadt Fürth, 2. Vorsitzende des Trägervereins Jüdisches Museum Franken e.V., Dr. Ludwig Spaenle, bayerischer Antisemitismusbeauftragter, Dr. Andrea Kluxen, Bezirksheimatpflegerin Mittelfranken, Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Museums, Daniela Eisenstein, Leiterin Jüdisches Museum Franken, Prof. Christoph Schulte, Jüdische Studien Uni Potsdam, Armin Kroder, Bezirkstagspräsident und Landrat, 1. Vorsitzender des Trägervereins, Maria Scherrers, Bezirksrätin, Mitglied Trägerverein.
Foto: Jüdisches Museum Franken

Poesiealbum gesucht!

FÜRTH Schlummert auf dem staubigen Dachboden, im dunklen Keller oder in der Schublade ein altes Poesiealbum von Eltern oder Großeltern? Das Jüdische Mu-

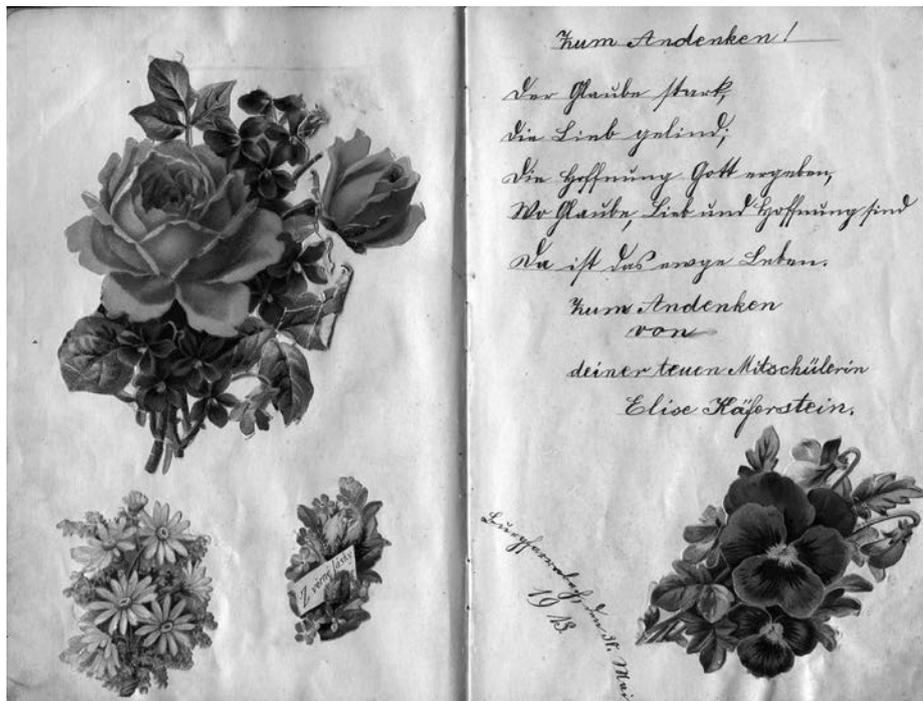
seum Franken in Schnaittach sucht für eine neue Ausstellung im Mai 2020 solche Erinnerungsstücke aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wichtig ist, dass die

Einträge der Poesiealben mit Glanzbildern verziert sind. Die glitzernden bunten Papierbildchen mit Blumen, Tieren, Märchenfiguren und Engeln waren damals ein absoluter Trendsetter und ließen Kinder- und Sammlerherzen höher schlagen. Selbst Motive mit jüdischen Festen gab es. Um solche Glanzbilder wird es in der neuen Ausstellung gehen, die Kuratorin Monika Berthold-Hilpert derzeit plant.

Eine Auswahl der eingereichten Poesiealben möchte Berthold-Hilpert in die Ausstellung integrieren. „Besonders spannend wäre es, wenn wir Alben mit Einträgen von jüdischen Freunden finden würden. Das ist aber kein Muss. Auch müssen die Motive der Glanzbilder keinen jüdischen Bezug haben“, meint sie.

Die Poesiealben können bis zum 26. Januar 2020 im Jüdischen Museum Franken in Schnaittach zu den gewohnten Öffnungszeiten, Samstag und Sonntag von 12 bis 17 Uhr, abgegeben werden. Nach der Ausstellung werden sie wieder zurückgegeben.

www.juedisches-museum.org



Wo es begann

MÜNCHEN Auf den Plakaten, die Anfang November leider nur etwa eine Woche an zwei Litfaßsäulen am Münchner Odeonsplatz gezeigt wurden, standen sich antisemitische Hetze und Stimmen

der jüdischen Gemeinde gegenüber und sollten daran erinnern, wie München bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg von offenem Antisemitismus geprägt war.

„Wo es begann. Antisemitismus in München 1919–1923“ lautete der Titel einer Plakataktion, die Studierende des Historischen Seminars der Universität München in einem Kooperationsprojekt mit dem NS-Dokumentationszentrum anlässlich des 9. November 2019 entworfen hatten. „Die Münchner Juden haben ganz klar Angst vor Pogromen“, notierte der Orientalist Karl Süßheim am 18. November 1919, im Original in arabischer Sprache, in sein Tagebuch. Kurt Tucholsky warnte im Januar 1921: „Reisende, meidet Bayern!“ und der Verband der Bayerischen Israelitischen Gemeinden wandte sich im April 1922 verzweifelt an die Bayerische Regierung: „Unsere Existenz in Deutschland wird, so entsetzlich das klingt, in Frage gestellt.“

Dass diese Ängste keines Falls unbegründet waren und die Jüdische Gemeinde kaum Schutz von staatlicher Seite zu erwarten hatte, belegen Aussagen wie die des damaligen Münchner Polizeipräsidenten Ernst Pöhner, der im Dezember 1919 die „Ostjuden“ als „schädlichen Fremdkörper des deutschen Volkes“ bezeichnete. Eine ebenfalls auf den Litfaßsäulen abgebildete Auflistung antisemitischer Gewalttaten zwischen den Jahren 1920 und 1923 belegt die Wirkmächtigkeit einer solchen Hetze – bereits über ein Jahrzehnt vor Machtantritt der National-



Die Studenten von Prof. Brenner (von links) Patrick Richardt, Adrian Hofmann und Michael Kammerer.
Foto: Orla Connolly, NS-Dokuzentrum München

sozialisten waren es Worte, auf die Taten folgten.

Diese und weitere zeitgenössischen Stimmen wurden im Rahmen der von Prof. Michael Brenner an seinem Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur angebotenen Übung von den Studenten recherchiert und in den historischen Kontext eingeordnet. Ein auf den Plakaten angebrachter QR-Code verwies auf die Webseite des NS-Dokumentationszentrums,

wo Hintergrundinformationen zum Projekt und zu den einzelnen Zitaten nachgelesen werden können.

An der offiziellen Eröffnung am 4. November durch Mirjam Zadoff, Leiterin des NS-Dokumentationszentrums, und Oberbürgermeister Dieter Reiter nahmen auch Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, und der bayerische Antisemitismusbeauf-

tragte Ludwig Spaenle teil, die das Engagement der Studenten zum Thema Antisemitismus sehr lobten und auch die mahnende Wirkung der Präsentation hervorhoben. Die Zitate und Texte auf den Plakaten werden aber noch längerfristig auf der Webseite des NS-Dokumentationszentrums www.ns-dokumentationszentrum-muenchen.de abrufbar bleiben.

Julia Schneidawind

Tanz um die Mechize

MÜNSTER Als die Zuschauer den Theatersaal betreten, stehen bereits vier Tänzer auf der ebenerdigen Tanz-Bühne. Es ist hell im Raum. Drei der vier Tänzer, die sich in einem Rechteck gruppiert haben, tragen Kippot. Alle bewegen sehr konzentriert ihren Körper, bleiben aber auf ihrem Platz. Der Tänzer vorne rechts beugt seiner Oberkörper in rhythmischen Bewegungen nach vorne, er „schokelt“ wie ein frommer Jude. Die Lippen scheinen stumm ein Gebet zu sprechen und auch die Arme bewegen sich im Rhythmus. Ansonsten ist die Bühne leer, nur hinten sieht man drei große, mit weißem Stoff bespannte Stellwände. Später im Stück wird man erkennen, dass die drei Teile verbunden und beweglich sind und dass sie eine wichtige Funktion haben werden. In der ersten Zuschauerreihe, direkt vor der Bühne, steht eine junge Frau mit einem Mikrofon auf. „Kennen Sie Juden?“, fragt sie ins Publikum. „Was wissen Sie über das Judentum?“ Danach beginnt das „Tanztheater“ mit weiteren Tänzern und Tänzerinnen. Ca. 90 Minuten lang fesseln sie das Publikum mit höchst anspruchsvollen Tanzfiguren, mit hohem Tempo, eindringlicher Musik und Tanzbildern, faszinierend und verstörend zugleich.

Das dargebotene Tanzstück trägt den Titel „Bombe spricht“ und ist eine gemeinsame Produktion der deutschen Tanzgruppe „Bodytalk“ und der israelischen Gruppe „Between Heaven and Earth“. Die Story hinter den Bildern erzählt vom terroristischen Angriff auf ein israelisches EL-Al-Flugzeug 1970 in München. Damals warf sich der Israeli Arie Katzenstein auf eine Handgranate. Mit seinem Tod rettete er die anderen Passagiere. Einzelne Tanzszenen thematisieren die Sicht der Bombe auf das Geschehen.

Rolf Baumgart ist der Kopf der Münsteraner Tanzgruppe „Bodytalk“, die choreografische Leiterin ist Yoshiko Waki. Beide besuchten vor einiger Zeit die Jerusalem International Dance Week. Dort entdeckten sie auf einem Video die orthodoxen Tänzer der Jerusalemer Tanzgruppe „Between Heaven and Earth“, und sie waren begeistert. Aber „eigene Erfahrungen mit

der jeweils anderen Kultur“, sagt Max Körner von Bodytalk, „hatten beide Gruppen nicht.“

Zu Beginn ihrer gemeinsamen Arbeit standen beide Gruppen sofort vor einem scheinbar unlöslichen Problem. Für die orthodoxen israelischen Männer war es nicht möglich, gemeinsam mit Frauen auf der Bühne zu tanzen. Für die deutsche Tanztruppe, darunter zwei Frauen, war das diskriminierend. Aber der Wunsch, gemeinsam zu arbeiten, das binationale Tanz-Projekt zusammen zu realisieren, war größer. Man kann sich vorstellen, dass die gemeinsame Arbeit mit der Choreografin Yoshiko Waki und die Gespräche nicht einfach waren. „Es war eine große Herausforderung“, erzählt Yuval Azoulay, einer der israelischen Tänzer, „ich war an meinen persönlichen und religiösen Grenzen.“ Aber orthodoxe Juden finden dann manchmal doch einen Weg. Die Lösung war eine Mechize, eine Trennwand, die in der jüdisch-orthodoxen Gesellschaft Männer und Frauen nicht zusammenkommen lässt. Für die gemeinsame deutsch-israelische Produktion ent-

wickelten sie mobile Trennwände und integrierten sie komplett in die Choreografie.

Waren Tänzer und Tänzerinnen gemeinsam auf der Tanzfläche, dann war die Mechize immer zwischen den orthodoxen Juden und den Frauen, und die Mechize bewegte sich passend zu den Tanzbildern. War nur eine Teilgruppe auf der Bühne, konnte der andere Teil, die Orthodoxen oder die Frauen, aus der Szene aussteigen und in der ersten Zuschauerreihe auf den nächsten Einsatz warten. Eine geniale Lösung für eine Kooperation, die eigentlich nicht möglich ist und so perfekt choreografiert, dass sie dem Zuschauer nicht auffiel. Von diesen Tanzkünstlern wünscht man sich weitere Koproduktionen.

Die deutsch-israelische Tanztheater-Produktion „Bombe spricht“, sie wurde auch vom israelischen Generalkonsulat in München gefördert, hatte im Herbst vor begeistertem Publikum Aufführungen in München, Berlin und Münster. Beide Tanzgruppen werden im Juli 2020 auch beim Asphalt-Festival in Düsseldorf zu sehen sein.

Benno Reicher



Orthodoxe israelische Tänzer auf der Theaterbühne in Münster.

Foto: Pedro Malinowski

Schneebergers Landgemeinden

Von Benno Reicher

Unsere langjährigen Leser kennen ihn, und die „Heimatforscher“ darunter haben ihn geschätzt. Michael Schneeberger gehört für Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Würzburger Johanna-Stahl-Zentrums, neben Israel Schwierz und David Schuster „zu den drei jüdischen Unterfranken, die Erinnerungskultur in der Region maßgeblich ermöglicht und gefördert haben“.

Von April 2002 bis September 2014 war seine Serie „Jüdische Landgemeinden in Bayern“ eine feste Rubrik in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN. „Alles in allem“, schrieb Schneeberger damals in seiner ersten Folge über die „Hetzfelder“ Juden, „will die Artikelserie versuchen, ein Bild jüdischen Lebens in Franken, aber auch in Schwaben und der Oberpfalz seit der Zeit des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit zu geben. Über die jüdische Geschichte dieser kleinen Orte gibt es bisher oft keine Veröffentlichungen. Die folgenden Artikel sollen deshalb einen Anstoß geben, unsere jüdische Vergangenheit nicht zu vergessen.“

Unser Autor Michael Schneeberger verstarb im Oktober 2014. Die letzte Folge seiner Serie „Jüdische Landgemeinden in Bayern“ erschien in unserer Zeitschrift im September 2014. Es war der Beitrag Nummer 37 über „Die Geschichte der Juden von Schwanfeld“.

Wir haben immer wieder mal miteinander telefoniert, um redaktionelle Fragen abzusprechen. Daher war uns sein gesundheitlicher Zustand nicht ganz unbekannt. Wenige Wochen nach der Veröffentlichung des Schwanfeld-Artikels verstarb er.

Schneebergers Anliegen bleiben wir auch weiter verpflichtet. So stellt heute der Historiker und ehemalige Redakteur der Main-Post, Dr. Roland Flade, auch er ein Zeitgenosse Schneebergers, die Ausstellung „Der Spurenfinder“ im Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum vor. Außerdem berichten wir in diesem Themenschwerpunkt über ein gerade abgeschlossenes Friedhofsprojekt im mittelfränkischen

Schnaittach. Über diese Landgemeinde hat Michael Schneeberger in seiner Serie für uns bereits im September 2002 geschrieben. Sein Titel damals: „Schnaittach – das Bollwerk im Schatten der Reichsstadt“. Wir drucken diese Serienfolge Nummer 2 in diesem Heft auf den Seiten 16–22 unverändert nach.

In vielen Orten auf dem Lande, mit oftmals sehr alten jüdischen Gemeindegeschichten und alten Bethäusern oder Synagogen, teilweise seit Jahrzehnten im Privatbesitz zweckentfremdet, haben sich mittlerweile lokale Initiativen zur Rettung, Erhaltung und sinnvollen Nutzung dieser letzten „Monumente“ jüdischer Ortsgeschichte gebildet.

Wir berichten heute auch über diese Initiativen im unterfränkischen Memmelsdorf und im mittelfränkischen Mühlhausen, wo ganz im Sinne von Michael Schneeberger „unsere jüdische Vergangenheit nicht vergessen“ wird.

Der Spurenfinder

Michael Schneeberger-Ausstellung im Johanna-Stahl-Zentrum

Von Roland Flade

WÜRZBURG Er war einer der Ersten in Unterfranken, der sich intensiv mit der jüdischen Geschichte und insbesondere mit der Schoa beschäftigt hat: der 2014 im Alter von 65 Jahren gestorbene Autodidakt Michael Schneeberger, der auch viele sorgfältig recherchierte Beiträge zu jüdischen Landgemeinden in Bayern in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. Jetzt widmet ihm das Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken die Ausstellung „Der Spurenfinder – Michael Schneeberger und das jüdische Erbe in Bayern“.

Bei der Eröffnung nannte Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Würzburg, Michael Schneeberger einen Mann, „der mit Beharrlichkeit und Leidenschaft die Spuren jüdischer Familien in Bayern, vor allem aber in Franken verfolgte, die nach der Schoa für alle Zeit vergessen und verweht schienen“. Schneeberger habe dem Schweigen über das beispiellose Verbrechen der Nationalsozialisten, das in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Deutschland

vorherrschte, seine stille und beharrliche Arbeit der Familien- und Heimatforschung entgegengesetzt und damit den Nachkommen der verfolgten und vertriebenen Familien in aller Welt ihre Wurzeln zurückgegeben.



Schneeberger auf einer Recherche in Fischach (Landkreis Augsburg), 2006. Foto: Johanna-Stahl-Zentrum, Christian Reuther

Michael Schneeberger aus dem unterfränkischen Kitzingen, der nach einem langen Aufenthalt in Israel im Jahr 1986 vom Protestantismus zum Judentum konvertierte, war ein frommer Jude und regelmäßiger Gottesdienstbesucher, erinnerte sich Schuster. Am 15. Oktober 2014 wurde er auf dem jüdischen Friedhof in Würzburg beerdigt. Seinen Nachlass, das Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen ohne institutionelle Förderung, vermachte er der jüdischen Gemeinde, die es an das ebenfalls im Würzburger Gemeindezentrum Shalom Europa untergebrachte Johanna-Stahl-Zentrum weitergab. Begonnen hatte Michael Schneebergers Engagement im „Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen“, wo er sich in den achtziger Jahren mit anderen erfolgreich dafür einsetzte, das während des Novemberpogroms von 1938 entweihte und teilweise zerstörte Gotteshaus als würdigen Ort des Gedenkens zu erhalten. Legendar wurde die Ausstellung zum jüdischen Friedhof in Rödelsee (Landkreis Kitzingen), zu der Schneeberger Texte zu den großformatigen Fotografien von Christian Reuther beisteuerte und die an elf

Orten in ganz Deutschland gezeigt wurde, unter anderem im Deutschen Historischen Museum in Berlin.

Ein Teil der Bilder und Texte ist in die aktuelle Ausstellung integriert. Die Schau zeigt darüber hinaus viele weitere Facetten von Schneebergers unermüdlichem Wirken für das jüdische Erbe in Bayern: ausgewählte, von ihm recherchierte Familiengeschichten, Berichte und Dokumente über ehemalige jüdische Landgemeinden, die in Franken besonders häufig anzutreffen waren, und sein Gedenkbuch für die jüdische Kultusgemeinde Kitzingen.

Für die Ausstellung haben fünf Personen in Interviews Einblicke in das Leben Michael Schneebergers gewährt: seine Schwester Brigitte Zalder, Renate Fabian als langjähriges Vorstandsmitglied des Kitzinger Fördervereins, Christian Reuther als Freund und Kooperationspartner, Yacov Ebert als Rabbiner der Würzburger jüdischen Gemeinde sowie die Forscherkollegin Elisabeth Böhrer. Die Interviews können Besucher im Ausstellungsraum anhören.

Seine Arbeit machte Michael Schneeberger bekannt. Er wurde zu Vorträgen eingeladen, verfasste Artikel und war ein gefragter Experte für jüdische Religion und Genealogie. Dies wussten auch andere Heimatforscher zu schätzen. Dass er kaum Geld mit seiner Arbeit verdiente, nahm Schneeberger in Kauf. Er kam mit wenig aus, Familienmitglieder und Freunde, die auch an der Eröffnung der Ausstellung teilnahmen, unterstützten ihn.

Die Ausstellung in der Valentin-Becker-Straße 11 in Würzburg kann bis 19. April 2020 besucht werden.
Öffnungszeiten: Montag bis Donnerstag 10 bis 17 Uhr, Freitag 10 bis 14 Uhr. An folgenden Sonntagen ist die Ausstellung von 11 bis 16 Uhr geöffnet: 12. Januar, 2. Februar, 1. März und 19. April. An diesen Sonntagen findet jeweils um 15 Uhr eine öffentliche Führung statt. Der Eintritt ist frei.

In einer Begleitveranstaltung stellen sich am Donnerstag, 13. Februar, um 19.30 Uhr im Johanna-Stahl-Zentrum vier Zeitgenossen Michael Schneebergers vor, die seit 1980 Forschungen zur Geschichte der Juden in Unterfranken angestellt haben. Moderatorin der Podiumsdiskussion ist Dr. Rotraud Ries. Im Herbst 2020 zeigt der „Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen“, der Kooperationspartner bei der Vorbereitung der Ausstellung war, die Schau über Michael Schneeberger in der Alten Synagoge Kitzingen.
Weitere Besucherinformationen auf www.johanna-stahl-zentrum.de.



Ein besonderer Blickpunkt im Ausstellungsraum ist eine Installation: ein einfacher Schreibtisch mit einem altmodischen Computer, bedeckt mit Unterlagen Michael Schneebergers. So etwa sah sein Arbeitsplatz aus.
Foto: Johanna-Stahl-Zentrum

Die Veranstaltung fand kurz nach dem Anschlag auf die Synagoge in Halle statt. Während sonst bei Gottesdiensten und Veranstaltungen der jüdischen Gemeinde bzw. des Johanna-Stahl-Zentrums ein Polizeiauto mit zwei Beamten gut sichtbar in der Nähe des Eingangs parkt, ließ es die Polizei diesmal nicht bei dieser Vorsichtsmaßnahme bewenden. Der gesamte Bereich war jetzt stärker bewacht. Wenig später kam heraus, dass der Atten-

täter von Halle Adolf Hitlers Buch „Mein Kampf“ auf seinem Computer gespeichert hatte.

Der Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt ging in seiner Ansprache auf die Situation mit klaren Worten ein. Es gebe in unserem Land Menschen, „die Minderwertigkeitsgefühle, Frust, Wut und Hass auf sich und ihr Leben nach außen kehren und dort die vermeintlich Schuldigen suchen“. Mit Antisemitismus und



Michael Schneeberger 2007 auf dem jüdischen Friedhof in Bad Windsheim.

Foto: Johanna-Stahl-Zentrum, Christian Reuther



Die Eröffnung der Ausstellung über den „Spurenfinder“ Michael Schneeberger im Johanna-Stahl-Zentrum lockte zahlreiche Interessenten an. Foto: Johanna-Stahl-Zentrum

Rassismus würden Hassreden, Gewalttaten und schließlich Mord gerechtfertigt. Umfragen zeigen laut Schuchardt ein „erschreckendes Unwissen und ein hohes Ausmaß antisemitischer Vorurteile gegenüber Juden“, obwohl die meisten noch nie einem Juden begegnet seien. Aufklärung und Erinnerungsarbeit, wie sie Michael Schneeberger geleistet habe, seien heute nötiger denn je.

Bevor die zahlreichen Besucher die Ausstellung in Augenschein nahmen, erläuterten die beiden dafür Verantwortlichen, Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums, und ihre Mitarbeiterin Maja Andert deren Konzeption sowie Lebensweg und Werk Michael Schneebergers. Den Bezirk Unterfranken, der gemeinsam mit der Stadt Würzburg das Zentrum trägt, vertritt Bezirksheimatpfleger Prof. Dr. Klaus Reder.

Großes Grabstein-Projekt abgeschlossen

Zur Geschichte der Schnaittacher Juden und ihrer Friedhöfe

Von Udo Schuster

SCHNAITTACH In dem mittelfränkischen Ort befasst sich die Heimatforscherin Birgit Kroder-Gumann seit vielen Jahren mit den Grabsteinen auf drei jüdischen Friedhöfen. „Lasst Grabsteine sprechen“, nennt sich das Forschungsprojekt der Schnaittacherin, welches nun seinen Abschluss fand. Zu einer kleinen Feierstunde, in der die Projektleiterin auch rückblickend auf die umfangreichen Aktivitäten rund um die Erforschung der Grabsteine der drei Schnaittacher Judenfriedhöfe einging, fanden sich rund 70 geladene Gäste ein, darunter auch Joino Pollak, Friedhofsdezernent des Landesverbandes, und Rabbiner Mendel Muraiti aus Strau-

bing. Das Projekt hatte sich durch die Vorstellung beim Kulturausschuss des Bezirks Mittelfranken bereits zu Beginn 2015 einen Namen gemacht.

Judaisten des Salomon-Ludwig-Steinheim-Instituts der Uni Duisburg-Essen erforschten die Grab-Inschriften. Maßgeblich beteiligt an der Übersetzung und Deutung war Nathanja Hüttenmeister. Die Expertin beschäftigt sich schwerpunktmäßig schon lange mit alten jüdischen Friedhöfen. Sie erfasste die eingemeißelten, noch lesbaren hebräischen Inschriften und Informationen auf den Grabsteinen wissenschaftlich, wertete sie aus und kommentierte sie. In der Datenbank „Epilat“

des Steinheim-Instituts sind sie nun weltweit zugänglich.

OSchPaH

Juden aus aller Welt können darin etwas über die Heimat ihrer Vorfahren in der Medinat „OSchPaH“ (Abkürzung für die Orte Ottensoos, Schnaittach, Forth und Hüttenbach) sowie über deren Leben erfahren. Die Arbeit gehe aber kontinuierlich weiter, sei es durch Ergänzungen oder Korrekturen, erklärte Hüttenmeister, die den zweiten Vortrag des Abends übernahm. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Steinheim-Instituts veranschaulichte die schwierige Entschlüsselung der Grabinschriften. Der erste und älteste Friedhof wurde in Schnaittach im 15. Jahrhundert angelegt. Es ist nicht verwunderlich, dass durch die Witterungseinflüsse viele der Symbole und Schriften auf den Grabsteinen nicht mehr mit dem Auge lesbar sind.

Älteste Inschrift von 1534

Das älteste entzifferbare Datum eines Grabmals konnte Hüttenmeister auf den 17. Dezember 1534 datieren. Anhand von Bildern erklärte die Expertin, wie die Zeichen zu deuten sind, und ergänzte, dabei entstünden Geschichten, die mehr Fragen aufwerfen als Antworten geben. Birgit Kroder-Gumann widmete ihren Vortrag zwei Männern, die ihr bei ihrer Recherche wichtig waren: Diese waren Andreas Angerstorfer aus Regensburg und Joseph ben Aharon Lichtenstädter, der Schwiegervater von Heinrich Freimann, dem letzten in Schnaittach bestatteten Juden.



Die Gäste mit Birgit Kroder-Gumann (vorne links) vor dem Jüdischen Museum.

Foto: Udo Schuster

Wichtig waren für Kroder-Gumann neben der intensiven Zusammenarbeit mit Professor Michael Brocke vom Steinheim-Institut auch die Ansprechpartner vor Ort, Tanja Riedel in Ottensoos, Perry Gumann in Hüttenbach und Martina Switalski in Forth. Die Projektleiterin stellte aber auch weitere Unterstützer vor.

Zuvor hatten die geladenen Gäste vor dem Haus von Heinrich Freimann in der Nürnberger Straße etwas über den letzten Juden erfahren, der in Schnaittach bestattet wurde. Freimann, vor der NS-Zeit ein angesehenen Bürger, kehrte 1950 aus New York nach Schnaittach zurück. Er starb 1952 und fand auf dem neueren jüdischen Friedhof seine letzte Ruhe.

Vor dem Haus Lichtenstätter-Freimann referierten Kroder-Gumann und Monika Berthold-Hilpert, die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Jüdischen Museums Franken (JMF), über das Leben und die Schicksale der Familie. Stolpersteine erinnern an weitere verfolgte und ermordete Juden rund um den Marktplatz.

Ein Wunsch geht in Erfüllung

Mit dem vorläufigen Abschluss der Arbeiten ist ein großer Wunsch von Joseph Lichtenstädter erfüllt worden. Dieser war einst als Vorstand in der Kultusgemeinde aktiv und wünschte sich die Erhaltung der Grabstätten. Kroder-Gumann zitierte aus einem Artikel der Zeitschrift „Der Israelit“ vom 8. September 1887. „Es wäre sehr zu wünschen, dass, nachdem die ältesten Steine, welche von mächtiger Dicke sind, wieder errichtet und die Inschrift aufgefrischt worden, ein Kundiger sie lese. Wahrscheinlich liefern sie dem Forscher in der Geschichte der Juden manches wichtige, jedenfalls interessante Material.“ Nun, 132 Jahre später, ging dieser Wunsch teilweise in Erfüllung.

Vor den Vorträgen im Sparkassensaal hatten sich die Gäste, darunter der ehemalige Bundesminister Oscar Schneider und die Bürgermeister aus Hüttenbach, Forth, Ottensoos und Schnaittach, alles Orte mit Jüdischen Gemeinden in früheren Jahren, im Jüdischen Museum in der ehemaligen Synagoge von Schnaittach getroffen.

Dort begrüßte Museumsleiterin Daniela Eisenstein die Gäste. Nach einer musikalischen Einstimmung durch die aus Weißrussland stammende und jetzt in Forth lebende Konzertpianistin Alina Serchenya dankte Schnaittachs Bürgermeister Frank Pitterlein für das Engagement aller, die bei dem Projekt mitgearbeitet oder es finanziell unterstützt hatten.

Er betonte, dass der Marktgemeinderat 2014 bei der ersten Vorstellung des Projektes einstimmig den Beschluss gefasst hatte, die Trägerschaft dafür zu überneh-



Schnaittach: Vorne links der Friedhofsdezernent Joino Pollak vom Landesverband, rechts Rabbi Mendel Muraiti aus Straubing. „Herr Pollak und der Rabbiner waren extra zu unserer Veranstaltung nach Schnaittach gekommen, das hat uns sehr gefreut“, sagt die Projektleiterin Kroder-Gumann, „Herr Pollak hat uns als Friedhofsdezernent die ganzen Jahre intensiv begleitet und beratend zur Seite gestanden.“ Foto: Udo Schuster

men. Die Hälfte der Kosten von rund 50.000 Euro wurde über Spenden und durch die beteiligten Gemeinden finanziert. Die andere Hälfte wurde durch das europäische Leader-Programm übernommen.

Das Interesse ist da

Schon jetzt zeigt sich ein steigendes Interesse bei den Nachkommen der jüdischen Bevölkerung aus Schnaittach und Umgebung – und auch die bildungspädagogischen Führungen im Jüdischen Museum Franken in Schnaittach weisen steigende Besucherzahlen auf.

Mithilfe eines QR-Codes der am jüdischen

Friedhof aufgestellten Informationstafel können sogenannte Hörpfade abgerufen werden. Für Schnaittach wurden sie von der lokalen Mittelschule und für Forth vom Gymnasium Eckental unter der Leitung der Historikerin Martina Switalski, jeweils in Kooperation mit der Volkshochschule und dem Bayerischen Rundfunk erstellt. Weitere Tafeln sollen auch in Ottensoos und Hüttenbach in der Nähe der ehemaligen Synagogen aufgestellt werden.

Informationen dazu auf www.klingendelandkarte.de und zum Friedhofsprojekt auf www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat.



Monika Berthold-Hilpert, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Jüdischen Museums Franken, übernahm die Moderation. „Ich kenne tatsächlich niemand“, sagt Kroder-Gumann, „der auf dem Gebiet des fränkischen Landjudentums kompetenter wäre.“ Foto: Udo Schuster

Schnaittach – das Bollwerk im Schatten der Reichsstadt

Von Michael Schneeberger s.A. 1949–2014

Nachgedruckt aus unserem Heft von September 2002

Im Gegensatz zu vielen traditionsreichen jüdischen Gemeinden Süddeutschlands, an die sich heute so gut wie niemand mehr erinnert, wurde der Marktflecken Schnaittach nordöstlich von Nürnberg in den letzten Jahren zu einer bekannten Erinnerungsstätte des fränkischen, ja des süddeutschen Landjudentums, wobei das kleine Rabbinat Schnaittach mit seinen vier Kehillot sehr viel unbedeutender war als das Doppelrabbinat Heidingsfeld mit weit mehr als hundert Gemeinden. Trotzdem hat Schnaittach vor allem im 16., 17. und 18. Jahrhundert eine wichtige Funktion sozusagen als jüdischer Außenposten im Nürnberger Land inne, nachdem im Jahr 1499 die Juden aus der Reichsstadt Nürnberg vertrieben wurden. Später dann, als das Nürnberg benachbarte Fürth zum „fränkischen Jerusalem“ heranwuchs, behielt Schnaittach weiterhin seine Bedeutung als Hauptort der 1698 endgültig bayrisch gewordenen Festung Rothenberg.

„Aschpah“

Die Verknüpfungen und Streitigkeiten politischer, sozialer und religiöser Art der vier Orte des Rabbinates Schnaittach, Ottensoos, Forth und Hüttenbach von jüdischer und nichtjüdischer Seite stellen ein typisches Beispiel der landesherrlichen und religiösen Zerstückelung Süddeutschlands vor allem nach dem 30-jährigen Krieg dar. Rabbiner Magnus Weinberg, der von 1895 bis 1936 Bezirksrabbiner des oberpfälzischen Rabbinates in Sulzbürg und später in Neumarkt und Regensburg war, hat während seiner langen Amtszeit die Geschichte der ostfränkisch-oberpfälzischen Judengemeinden erforscht und veröffentlicht. Vor allem für die ersten dreihundert Jahre der jüdischen Geschichte des Marktes Schnaittach und seines Rabbinates ist das Werk Weinbergs über die Juden des Bezirks Rothenberg von grundsätzlicher Bedeutung. In hebräischen Dokumenten werden die vier Gemeinden häufig mit Aschpah bezeichnet (A = Ottensoos; Sch = Schnaittach; P = Forth; H = Hüttenbach); nicht unbedingt ein Kompliment, denn Aschpah heißt im Hebräischen „Abfall“ oder „Müll“. Eine poetischere Übersetzung wäre „Köcher“, Behältnis für noch abzuschießende Pfeile.

Außer dem grundlegenden Werk Weinbergs gibt die Abhandlung über das Landesrabbinat Schnaittach von Gerhard Philipp Wolf und Walter Tausendpfund in dem 1997 erschienenen verdienstvollen Sammelband über die Geschichte der

Landjuden in der Fränkischen Schweiz Auskunft von den Schnaittacher Juden. Die Dissertation von Meir Hildesheimer über die Schnaittacher Gemeinde und die im Jerusalemer Zentralarchiv befindlichen Schnaittacher Akten, auf die sich Hildesheimer vor allem bezieht, habe ich wegen der Kürze der Vorbereitungszeit zu diesem Artikel nicht beiziehen können, sie wurden aber sicherlich von Weinberg in seinen Forschungen berücksichtigt, da sie sich damals wohl noch im Besitz der Schnaittachschen Judengemeinde befanden.

Erste Ursprünge

In Schnaittach liegt der genaue Zeitpunkt einer jüdischen Besiedelung im Dunkeln. Für sicher kann gelten, dass in der Gegend der Festung Rothenberg zur Zeit der

„Rindfleisch“-Unruhen im Jahr 1298 noch keine Juden ansässig waren. Im Jahr 1478 verkaufte der Oberpfälzer Pfalzgraf Otto II. das Schloss Rothenberg mit vielen umliegenden Gemeinden an die Ganerbenerschaft, eine Gemeinschaft von 44 zumeist fränkischen Reichsrittern. Er behielt sich allerdings für die Pfalz die Landeshoheit und das Eigentumsrecht an der Festung für Verteidigungszwecke vor. In den Vertrag, der die Modalitäten der Übereignung festhielt, ist auch ein Passus über die Juden aufgenommen: Die Ganerben hatten darüber zu wachen, dass den Juden „kein Eintrag geschehe“, wie auch darüber, „dass jeder Wucherhandel ferngehalten werde“.

Wenig später, im Jahr 1505, finden wir die Judengemeinde Schnaittach im Zins-



Synagoge und Rabbinerhaus in Schnaittach – Südseite.

Foto: Michael Schneeberger

buch des Rothenberger Burggrafen Albrecht Gottesmann mit ihren Aufgaben aufgelistet. Von Anfang an mussten die Juden also über das Maß ihrer nichtjüdischen Ortsnachbarn hinaus finanzielle Forderungen der Herrschaft erfüllen. Die Gemeinde zählte sieben Familien mit feststehenden Judenabgaben: Weinberg schließt daraus, dass die Gemeinde damals schon auf eine langjährige Existenz zurückblicken konnte.

Die zeitliche Verbindung mit der Vertreibung der Juden aus Nürnberg 1499 ist augenscheinlich, wobei ungeklärt bleibt, wohin die Mitglieder der großen Nürnberger Judengemeinde auswanderten. Rein faktisch lässt sich nur sagen, dass wohl eine Verbindung zwischen den damals entstehenden Gemeinden des Bezirks Rothenberg, dem Beginn der benachbarten Fürther Judengemeinde und der Vertreibung aus Nürnberg bestehen kann.

Synagoge, Friedhof und Lehrer

Die Schnaittacher Judengemeinde hatte in jenen Jahren des 16. Jahrhunderts schon einen Judenschulmeister, der dem protestantischen Prediger von St. Lorenz in Nürnberg, Andreas Osiander, Hebräisch beibrachte. Auch ein Friedhof und eine Synagoge waren schon vorhanden, wie die Angaben im Zinsbuch des Jahres 1570 ausweisen: „Judenschulhaus giebt jherlich Khees 12 Pfennig, Herbsthenne 2 Pfennig; Vastnachthennen 2 Pfennig, Fronntag mit der Hand 4 Pfennig“. Die Gemeinde hatte in jener Zeit sieben bzw. acht jüdische Hausbesitzer, in Miete Wohnende werden nicht erwähnt. Damals wird auch schon von den ersten Juden in den Nachbarorten Ottensoos, Forth und Hüttenbach berichtet.

Alle vier Gemeinden beerdigten wie auch die noch junge Fürther Judengemeinde im ersten Schnaittacher Judenfriedhof, der 1537 begründet wurde. Im Jahr 1834 wurde ein zweiter Friedhof notwendig, der nach einer Verfügung des Bezirksamtes Hersbruck aus dem Jahr 1873 zu viel Grundwasser im unteren Teil gehabt haben soll, was einen dritten Friedhof erforderte, der allerdings erst nach einigem Hin und Her 1897 eingerichtet wurde. Michael Trüger hat in der Nr. 84 (12/2000) dieser Zeitschrift die Schnaittacher Friedhöfe näher beschrieben.

Ottensoos

In Ottensoos werden Juden erstmals im Zinsbuch von 1577–1585 aufgeführt. „Isaac Judt giebt jherlichen Daler 2, Gemeste genss Maartiny 1“.

Nach Andreas Würfel lebten allerdings schon in den vorherigen Jahrzehnten Juden im Ort: „Anno 1537, 17. Dezember wurde Ansel Jud von Odensoos, in Nürnberg gehängt, weil er gestohlene

Sachen verkaufte u. den Dieben anzeigte, wo sie etwas könnten bekommen“.

Ottensoos und Schnaittach teilten durch die Jahrhunderte das gemeinsame politische Schicksal, was bei den beiden anderen Nachbargemeinden Hüttenbach und Forth nicht der Fall war.

Hüttenbach

Hüttenbach war im Besitz der adeligen Familie der Herrn von Lochner, die der Oberpfalz und Bayern gegenüber immer ihre Unabhängigkeit als unmittelbare Reichsritter betonten. Dies führte oft zu Streitigkeiten, in deren Mitte die Hüttenbacher Juden mit ihrem Sonderstatus standen. Im Jahr 1615 gab es in Hüttenbach 8 jüdische Haushalte, wie die Judenabgaben in den Rechnungsextrakten von 1615 ff. ausweisen. Im Jahr 1619 erscheint in den Rechnungen erstmals eine Synagoge in Hüttenbach: „Item wegen ihrer synagog oder Judenschul gesamte Judenschafft nach Vergleichung, so dies Jahr mit ihnen begangen, zum schutzgeld erlegt 2 fl.“.

Wie auch die Herren von Binau in Forth weigerten sich die Lochner als bayrische Untertanen angesehen zu werden, sondern pochten auf ihre Reichsunabhängigkeit. Somit gab es bei allen möglichen Gelegenheiten Anlass zu Streit: Seien es die unterschiedlichen Auffassungen bei der Rabbinerwahl, da Schnaittach ab 1698 hauptsächlich ein bayrisches Rabbinat war, sei es bei der Entlohnung des Rabbiners, bei den Kosten für Friedhof und Beerdigungen, die Eifersüchteleien zwischen dem Hofmarkherren Lochner und der bayrischen Regierung regierten in die kleinsten jüdischen Anliegen hinein.

Forth

Die Juden der Forther Gemeinde waren zweierlei Herrschaften untertan. Wie bis zum heutigen Tag ging durch den Ort die

Landstraße, die damals gleichzeitig Grenze zwischen dem binauischen und dem bayrischen Hoheitsgebiet war. Das Verhältnis der binauischen zu den bayrischen Juden war 1769 1:3. Die Gemeinde hatte insgesamt 60 jüdische Haushalte; der größte Teil der Gemeinde gehörte zu Bayern, die Forther Synagoge war auf bayrischem Gebiet, Rabbinat und Friedhof, beide in Schnaittach, gehörten seit Ende des 17. Jahrhunderts ebenfalls zu Bayern.

Die Herren von Binau wachten eifersüchtig wie die meisten Reichsritter auf ihre Privilegien, die sie staatspolitisch mit den damaligen „Großmächten“ Bayern oder Preußen gleichstellten, doch waren sie im realen politischen Leben meist zu schwach, um ihre Positionen aufrechtzuhalten. Das Judenschutzregal, das den ritterschaftlichen Freiherrn seit dem 15. Jahrhundert gewährt wurde, war eine der Ausnahmen, mit denen sie die judenfeindliche Politik der Großmächte unterlaufen konnten, abgesehen davon, dass der Judenschutz sehr häufig für die nicht sehr wohlhabenden Ritter eine wichtige Geldquelle war.

Wir sehen, wie kompliziert am Einzelbeispiel jüdisches Leben in den dreihundert Jahren zwischen Reformation und napoleonischen Jahren war: Unterschiedliche politische Zugehörigkeiten innerhalb einer Gemeinde, Auseinandersetzungen mit Katholiken und Protestanten, Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Gemeinde – der Möglichkeiten, in einer jüdischen Gemeinde jener Zeit Grundlagen für unterschiedliche Auffassungen zu finden, waren viele.

Schnaittach wird bayrisch

Die hauptsächliche Begebenheit in der Geschichte des Schnaittacher Gebietes war der Verkauf der Festung Rothenberg mit den zugehörigen Gemeinden an Ba-



Das Grabstein-Projekt: Alte Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof von Schnaittach. Hier finden auch Verstorbene aus der Jüdischen Gemeinde Fürth ihre Ruhestätte. Foto: Udo Schuster

vern. Im Jahr 1553 hatte der Herzog von Bayern alle Juden aus seinem Staatsgebiet vertrieben, eine Politik, die grundsätzlich bis in die napoleonische Zeit beibehalten wurde, als eine zahlreiche jüdische Bevölkerung durch die bayerische Okkupation Frankens an München fiel. Als am 17. September 1661 die Festung Rothenberg vom Kurfürstentum Bayern der Ganerbschaft abgekauft wurde, fürchteten die Schnaittacher Juden das Schlimmste. Da die Bayern aber nur die halbe Kaufsumme beibringen konnten, hatten die Ganerben noch ein Mitspracherecht: die Vertreibung der Juden blieb bis auf Weiteres aus.

Schutzbriefe

Ein erst freudig begrüßter Umstand stellte sich bald als Nachteil heraus: Nachdem die bayrische Regierung im Jahr 1698 den fehlenden Teil der Kaufsumme für den Bezirk Rothenberg an die Ganerben gezahlt hatte, und damit im alleinigen Besitz der Festung und der zugehörigen Herrschaft war, wurden Schutzbriefe auf längere Zeit ausgestellt. Bisher hatten die Schnaittacher Juden alle 3 oder 6 Jahre ihre Schutzbriefe mit den dabei üblichen zusätzlichen Abgaben erneuern müssen. Davon nahmen die Bayern nun Abstand und verliehen einen länger gültigen Schutzbrief, der nur den Haken hatte, dass er jederzeit kündbar war. Man war also dann doch froh, als die bayrische Herrschaft wenigstens für eine gewisse Zeit zur alten Ganerbenpraxis zurückkehrte. Später waren die Verlängerungen des Schutzbriefes nach 15 Jahren immer wieder ein Anlass für Wechselbäder zwischen Hangen und Bangen, weil man nie wusste, wie die bayrische Regierung entscheiden werde, und welchen Preis man für das Verbleiben in der Heimat bezahlen musste.

Der Schutzbrief wurde für alle Juden des Rabinates Schnaittach verliehen, wenn es auch des Öfteren Streitigkeiten zwi-

schen Regierung und Juden oder auch der Juden untereinander über das genaue Prozedere der Schutzverleihung gab, da wie schon erwähnt, komplizierte Beziehungen zwischen den Hofmarksjuden in Hüttenbach und Forth und der bayrischen Herrschaft bestanden. Auch gab es oft sehr unterschiedliche Vorstellungen der Herrschaft über den Preis für die Verlängerung des Schutzbriefes, wie z.B. als Bayern im Jahr 1698 endgültig die restliche Kaufsumme für die Festung Rothenberg begleichen wollte, und deshalb die Juden des Rabinates Schnaittach mit insgesamt 16.000 Gulden für den neuen Schutzbrief zur Kasse gebeten wurden. Dafür wurde der Schutzbrief auf 15 Jahre ausgestellt. Durch die Hilfe wohlhabender Glaubensgenossen wie des Ansbacher Hofjuden Model und des Wiener Hoffinanziers Samuel Oppenheimer konnte die damals riesige Summe aufgebracht werden.

Schnaittach wird evangelisch

Weiteres Ungemach kam über die Schnaittacher kurz darauf im Spanischen Erbfolgekrieg 1701–1714, als die Soldaten des Fränkischen Kreises 1703 die Festung Rothenberg eroberten und die Schnaittacher – Juden wie Christen – aus dem Ort flohen. Als sich Nürnberg offiziell die Festung von Bayern übergeben lässt, die Schnaittacher Katholiken waren inzwischen zurückgekehrt, bittet die bayrische Regierung den Rat der Stadt Nürnberg, die 1499 ihre letzten Juden vertrieben hatte, die gegenüber den Schnaittacher Juden eingegangenen Schutzverpflichtungen zu übernehmen. Selbst der Bürgermeister und der Rat der Stadt Schnaittach bitten die Juden zurückzukehren, da sonst ihre Häuser konfisziert würden. Und – Ironie des Schicksals – die Schnaittacher Katholiken mussten protestantisch werden, die Juden aber behielten das Recht auf eigene Religionsausübung; was

sie allerdings bis ins Jahr 1713, dem Ende der Nürnberger Herrschaft, ca. 2000 Gulden kostete.

Neuer Kampf um den Schutzbrief

1715 nun, als nach dem Friedensschluss von Rastatt die Oberpfalz und damit auch die Herrschaft Rothenberg wieder bayrisch werden, beginnt erneut das Hoffen und Bangen um die Verlängerung des Schutzbriefes. Kurfürst Max Emanuel hatte angeordnet, die bayrischen Juden des Landes zu verweisen. Außer den Schnaittacher Juden betraf dies nur noch eine kleine Schar Münchner Juden, die allerdings ihre Beziehungen an den bayrischen Hof spielen ließen und erreichten, dass die Ausweisungsfrist von 24 Stunden auf 24 Monate verlängert wurde. 1717 hatte die bayrische Regierung denn doch einen neuen Schutzbrief ausgestellt, der zu den Bedingungen von 1698 bis 1732 galt.

So wurden die jeweiligen Verlängerungen des Schutzbriefes in den darauffolgenden Jahren immer auch von den unterschiedlichsten Querelen, von veränderten wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen geprägt. Das alte jüdische Sprichwort bewahrheitete sich immer wieder in jenen Jahren: „Schwer zu sein a Jid“.

Höhepunkt des Rabinates Schnaittach

Und doch hatte gerade im 18. Jahrhundert das Landrabbinat Schnaittach den Höhepunkt seiner Bedeutung und seines Ansehens erreicht. Am Anfang des Jahrhunderts zählte die Schnaittacher Gemeinde ungefähr 500 jüdische Seelen und war damit eine der größten jüdischen Gemeinden Süddeutschlands. Herausragende Rabbiner „regierten“ von Schnaittach aus nicht nur das kleine Landrabbinat, sondern in Personalunion auch das bedeutende Rabbinat Ansbach und die größte süddeutsche Judengemeinde in Fürth, das „fränkische Jerusalem“. Darüber gibt untenstehender Kasten über die Schnaittacher Rabbiner im Einzelnen Auskunft. Im Jahr 1740 kam noch die wichtige Gemeinde Sulzbürg zum Rabbinat Schnaittach. Hierüber wird in einem der folgenden Artikel zu berichten sein. Die letzte Schutzbriefverlängerung von 1777 machte einen ausdrücklichen Unterschied zwischen den bayrischen Juden und den Hofmarksjuden von Forth und Hüttenbach; im Jahr 1792 hat sich bei der Verlängerung des Schutzbriefes schon die neue, die napoleonische Zeit angekündigt: Das Ende des Schutzbriefsystems war gekommen, die Eroberung Frankens durch Bayern ließ Schnaittach seinen Sonderstatus verlieren und es wurde eine unter hunderten jüdischer Gemeinden im Frankenland.



Das Grabstein-Projekt: Monika Berthold-Hilpert erklärt den jüdischen Grabstein.

Foto Udo Schuster

Das Judenedikt von 1813

Die neuen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den Jahren nach der Französischen Revolution führten auch zu einem neuen Selbstverständnis der jüdischen Bevölkerung. Die Enteignung der katholischen Kirche, die revolutionären Ideen der Aufklärung, der Zusammenbruch der mittelalterlichen Ständegesellschaft ließen auch die unterdrückten Juden auf bessere Zeiten hoffen. In Bayern fanden die veränderten Verhältnisse ihren Niederschlag im Judenedikt vom 10. Juni 1813, das eine bürgerrechtliche Gleichstellung der Juden vorsah, allerdings in der Praxis manche Dinge schlimmer machte als zuvor.

Zum einen führte die Begrenzung der Matrikelstellen für jüdische Familien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer starken Auswanderung junger Juden, vor allem nach Nordamerika: das bayrische Bollwerk Schnaittach wurde zu einer abgelegenen wirtschaftlich unbedeutenden Landgemeinde. Zum anderen zogen viele Juden des Umlandes in die aufstrebenden Städte Nürnberg und Fürth. Ein weiterer Grund, der die fortschreitende Bedeutungslosigkeit Schnaittachs verstärkte, war die 1838 erfolgte Auflösung der Festung Rothenberg, durch die „der so tief gesunkene Markt Schnaittach nur noch wenige Existenzmöglichkeiten bietet“.

Auflösung des Schnaittacher Rabbinats

Als im Jahr 1883 der aus Ermershausen in den Haßbergen stammende Dr. Moses Salzer, letzter Schnaittacher Distriktsrab-



Das Grabstein-Projekt: Die Wissenschaftlerinnen Nathanja Hüttenmeister (rechts) und Anna Martin vom Steinheim-Institut aus Essen mit dem Fotografen Helmut Meyer zur Capellen bei der Arbeit auf dem jüdischen Friedhof in Schnaittach. Foto: Udo Schuster

biner, einen Ruf als Großherzoglich Sächsisch Weimarer Landrabbiner nach Stadtlengsfeld in Thüringen erhielt, erlosch das Schnaittacher Distriktsrabbinat. Der Bezirk Schnaittach schloss sich dem Rabbinat Schwabach an, das bayrische Bollwerk war vom Schatten der Industrie- und Handelsstadt Nürnberg aufgesogen worden, die kleine Gemeinde schloss sich dem Rabbinat Schwabach an.

Das letzte traurige Zeugnis dieser Tatsache finden wir in dem 1998/2002 erschienenen „Gedenkbuch für die Nürnberger Opfer der Schoa“: 57 in Orten des ehemaligen Bezirksrabbinates Schnaittach geborene Nürnberger Bürger wurden in der Zeit des Naziterrors ermordet: Von der

1874 in Forth geborenen Selma Falk geborene Wollner bis zum 1872 in Schnaittach geborenen Mayer Wolf wurden 57 Menschen umgebracht, deren Vorfahren nachweislich Mitglieder eines Rabbinates waren, das 400 Jahre lang unter schwierigen Umständen versuchte, Heimat jüdischen Lebens und jüdischen Wirkens zu sein. Das Schnaittacher Synagogenensemble, die Schnaittacher Friedhöfe, Relikte jüdischer Einrichtungen in Forth, Hüttenbach und Ottensoos, vielfältige jüdische Zeugnisse der vier Gemeinden berichten davon. Nachkommen der Schnaittacher Rabbinen und Nachkommen von „poschete Jiddn“ der vier Gemeinden in aller Welt haben es nicht vergessen.

Schnaittach – ein Rabbinat im Zentrum Europas

Magnus Weinberg hat seine Abhandlung über das Schnaittacher Rabbinat sehr stark an der Amtszeit der jeweiligen Schnaittacher Rabbiner orientiert. Wir wollen hier eine Zusammenfassung der Rabbiner des Landrabbinats Schnaittach bringen, um so mehr Michael Trüger schon in seinem Friedhofsbericht kurz auf die Rabbiner des Ortes einging. Hier sollen vor allem die biographischen Verknüpfungen der Schnaittacher Rabbiner erwähnt werden, ihr Herkommen, und so möglich auch ihre Nachkommen, um zu zeigen, dass die jüdische Welt Mittel- und Osteuropas durch die Jahrhunderte geographisch und biographisch eng miteinander in Verbindung stand.

Die ersten Rabbiner

Der erste bekannte Schnaittacher Rabbiner war ISAAK BEN ABRAHAM JEHUDA, der auf einer Rabbinerversammlung in Frankfurt am Main im Jahr 1603 vertre-

ten war. Bei dieser Versammlung vertrat „Schneidig“ das gesamte Franken, zumindest bei der Aufzählung der teilnehmenden Rabbiner. Sein Nachfolger war MATITJAH LIEBERMANN, Sohn des Rabbiners Joel Aschkenasi Katzenellenbogen, der einer bedeutenden Rabbinerfamilie entstammte. Zu seiner Zeit um 1615 scheint es in Schnaittach schon ein sehr reges Talmudstudium gegeben zu haben, wie Weinberg in seinem Buch über die Juden des Bezirks Rothenberg vermerkt. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die jüdische Gemeinde in Schnaittach keinen Rabbiner, es ist zumindest keiner in den Dokumenten erwähnt, und die Gemeinde hatte in den Zeiten der unstillen Kriegswirren nicht die finanziellen Möglichkeiten, einen Rabbiner anzustellen. Erst im Jahr 1650 hören wir wieder von zwei Rabbinen, nur ist es nicht ganz klar, in welcher Reihenfolge MOSCHE

PEREZ SÄBEL und MODEL haLEVI BEN DAVID OETTINGEN in Schnaittach als Rabbiner amtierten.

Während wir von Mosche Perez sehr wenig wissen, blieb Model zwar nicht sehr lange in Schnaittach, doch von seinem Leben und seinen Nachkommen ist uns einiges bekannt. Schon in jungen Jahren ging er nach Wien, von wo er bei der Austreibung der Wiener Juden 1670 seinen Weg nach Berlin fand. Er ist der Begründer einer großen Familie, seine Söhne verheirateten sich in angesehene Familien, sodass Model Oettingen heute als Stammvater manch prominenter Familie der jüdischen Welt gilt. In Schnaittach wurde er unvergesslich durch seine Tekanot. Diese Verordnungen regelten, wie wir schon hörten, das komplizierte Miteinander der Mitglieder der vier jüdischen Gemeinden Schnaittach, Ottensoos, Forth und Hüttenbach.

Die Wahl des Samson Abeles

1661 wurde SAMSON BEN JONA ABELES aus Prag zum Schnaittacher Rabbiner gewählt. Dieses Amt beinhaltete zu jener Zeit auch die Entscheidung, wer wie viel Abgaben an die Herrschaft zu zahlen hatte. Diese gab nur eine bestimmte Gesamtsumme vor, wie die jüdische Gemeinschaft die Lasten verteilte, blieb ihr vorbehalten. Die Schnaittacher versuchten nun, möglichst viel den Dorfjuden der drei anderen Gemeinden aufzuhalsen, was die sich aber nicht kampfflos gefallen ließen. Nach dem Wegzug Model Oettingens war keine Autorität mehr fähig, das ganze Kuddelmuddel zu regeln, und so erließen die Ganerben einen Befehl „innerhalb 3 Monaten einen fremden und unpartheischen Rabbi zu künftigen Überhebung unserer gnädigen Herrschaft derer vielfältigen und unnötigen dazumahl zwischen den Juden in schwang gegangenen Streitigkeiten zu bestellen und anzunehmen“.

Nach dem Rücktritt Samson Abeles', der in Schnaittach von 1671 bis 1674 lebte, amtierte sein Nachfolger ASCHER SECHARJA ENSLEN von 1674 bis 1793. Auch wenn wir von seiner Herkunft nichts wissen, war er doch ein Rabbiner, über dessen Wirken wir auf Grund seiner verschiedenen Tekanoth-Verordnungen gut unterrichtet sind.

Er war das geistige Oberhaupt der Schnaittacher Judenheit in einer Zeit, als es wirtschaftlich sehr schlecht um die Gemeinde bestellt war.

Die Wiener Rabbonim

Schon zu Enslens Zeiten hat der damalige Rabbinatsassessor von Fürth, ISSACHAR BÄRMANN BEN DAVID SECKEL FRÄNKEL mit den Schnaittacher Juden zu tun. Nun, im Jahr 1693, nach Enslens Ableben, wurde er zum Schnaittacher Hauptrabbiner ernannt und verwaltete von hier auch das bedeutende Ansbacher Rabbinat. Issachar Bärmann war Mitglied der bedeutenden Familie Fraenkel, die, im Dreißigjährigen Krieg von Baidersdorf bei Nürnberg nach Wien ausgewandert, eine Generation später aus Wien im Jahr 1670 vertrieben, wieder in die ehemalige fränkische Heimat zurückkehrte und sich hauptsächlich in Fürth ansiedelte. Mitglieder der Familie waren Rabbiner in Heidingsfeld (Nr. 88/2002) und Fürth, ein anderer Zweig der Familie ging nach Berlin, und auch in Wien lebten später wieder bedeutende Vertreter dieser großen Familie. 1696 siedelte Bärmann wohl aus organisatorischen Gründen vom abgelegenen Schnaittach ins zentralere Fürth über, vor allem da neben Ansbach und Fürth von 1700 an auch Sulzbach und Sulzbürg zu seinem Amtsbereich



Grabstein des Akiba Bär, Vizzerabbiner in Schnaittach, später in Gunzenhausen, beerdigt im jüdischen Friedhof Bechhofen.

Foto: Michael Schneeberger, F 178/24 A-8.1999

gehörten. Wegen der großen Anzahl an Verpflichtungen engagierte Bärmann für Schnaittach einen Vizerabbiner.

1694 kam deshalb Akiba Bär, der durch seine literarisch-religiösen und kabbalistischen Werke bekannt wurde, als erster Vizerabbiner nach Schnaittach, wo er etwa bis 1701 amtierte. Er stammte wie die Fraenkels aus Wien, und war mit zahlreichen Rabbinern der damaligen Zeit verschwägert. Später zog er nach Gunzenhausen und wurde im Bezirksfriedhof Bechhofen beerdigt, wo man noch heute sein Grab finden kann.

Kabbalisten und Halachisten

Akiba Bärs Nachfolger in Schnaittach wurde ungefähr 1702 CHANOCH HENNOCH aus Pfersee bei Augsburg, dessen rabbinische Vorfahren aus Polen stammten und der eine Vielzahl rabbinischer Abhandlungen veröffentlichte. Chanoch, der bis 1709 in Schnaittach war, gab selbst auch halachische Gutachten heraus. Er siedelte 1709 nach Gelnhausen über, wo er weitere 20 Jahre als Rabbiner tätig war.

Nur kurze Zeit war im Jahr 1710 ISAAK SECKEL ETHAUSEN in Schnaittach. Er stand in diesem Jahr am Anfang einer langen Rabbinerlaufbahn, die sich in Marktbreit, Aschaffenburg, Mainz und Pfersee fortsetzte. Schnaittach war für ihn nur eine kurze Periode. Schon im Jahr 1711 wurde er von MEIR LEVI DILKE aus Prag abgelöst, der aber auch höchstens zwei Jahre in Schnaittach amtierte. Nach ihm wurde MOSCHE BEN JAKOB BRANDES zum Hauptrabbiner gewählt, der, wie schon Bärmann Fränkel, nach Fürth ging, von wo aus er Schnaittach mitverwaltete. 1715 verließ er wieder die Region, da er einen Ruf nach Bunzlau erhalten hatte. 1733 ging er schließlich nach Mainz, wo er auch 1767 verstarb.

1717 übernahm JOSEF BRESLAU, ein Schwiegersohn des Abraham Broda aus Polen, die Schnaittacher Rabbinatsgeschäfte. Er blieb bis 1721, ging als Rabbiner nach Burgpreppach im Grabfeld und nach Bamberg, wo er 1752 starb.

Die Wahl des Baruch Rapoport

In Schnaittach hatte man in jenen Jahren einen großen Disput in der Gemeinde: Die einen wollten das Rabbinat neu besetzt wissen, die anderen wollten aus Sparsamkeitsgründen eine Personalunion mit dem Fürther Rabbiner, wie es schon Bärmann Fraenkel und Mosche Brandes hielten. Die zweite Partei erhielt die Oberhand, und so wurde der Fürther Rabbiner BARUCH KAHANA RAPOPORT zugleich auch Schnaittacher Hauptrabbiner. Man hatte sich entschlossen, „den Rabbi von Fürth ein wacker mann und der daselbst 400 Haushalten um sich hat, und vorhin schon in Pohlen (WILNA) ein hoher Rabbi gewesen“ als Hauptrabbiner zu wählen. Rapoport, der so weit es ging, sich weigerte, einen Eid zu sprechen, damit er nie in die Versuchung käme, ihn zu brechen, hat sich auch nach seiner Wahl nicht bereit erklären können, einen Amts-eid abzugeben. Das höchste, zu dem er sich hergab, war ein Handschlag. Nach einigem Hin und Her und mehreren Auseinandersetzungen mit dem herrschaftlichen Amtspfleger wurde ihm von der Herrschaft der Eid erlassen, obwohl er eigentlich Ausländer war. Während dieser Zeit weigerte er sich auch, Schnaittacher Gebiet zu betreten, was zu vielerlei Komplikationen führte. Nachdem durch einen Kompromiss die Schlichtung des Streites erreicht war, kam er öfters in den Marktflecken Schnaittach, das von 1724 bis zu dessen Tod 1732 vom Vizerabbiner Salomo aus Kolin bei Prag verwaltet worden war. Bei Würfel heißt dieser auch Salomo Krackau, und es ist anzunehmen, dass er vom polnischen Krakau über das tschechische Kolin ins deutsche Schnaittach kam. Die Familiengeschichte seiner Nachkommen ist anbei im zweiten Kasten geschildert.

Arieh Rapoport und sein Nachfolger Juda Emmerich

Um das Jahr 1736 gelang es Baruch Rapoport, das System mit einem Fürth-Schnaittacher Hauptrabbiner und einem Schnaittacher Vizerabbiner zu durchbrechen. Sein Sohn ARJE LÖB RAPOPORT, der auch Juda Katz genannt wurde, wurde in jener Zeit zum Schnaittacher Hauptrabbiner gewählt. Privat hatte er großes Missgeschick zu ertragen: Mit dem Hofjuden Gabriel Fränkel gründete er ein Geschäft – wahrscheinlich mit dem Heiratsgut seiner ersten Frau als Einlage – und verlor dabei sein ganzes Geld. Zum ande-

ren verlor er auch zwei seiner Söhne während der Schnaittacher Amtszeit. Arje Löb war ein bedeutender Talmid Chacham seiner Zeit. 1742 übernahm er das Heidingsfelder Doppelrabbinat (siehe Nr. 88/2002) und verstarb dort 87-jährig im Jahr 1780. Er wurde im Allersheimer Judenfriedhof bei Ochsenfurt beerdigt.

Juda Lion Gumpert Ben Arje Löb Emmerich, der nun folgende Schnaittacher Hauptrabbiner, lebte zur Zeit seiner Wahl in Fürth. An seinem Beispiel sieht man die internationalen Verhältnisse, in denen die damaligen Rabbinerfamilien lebten: Sein Vater Arje Löb Emmerich lebte in Amsterdam, sein Bruder Marx Mordechai Lion Gumpel Gumperz in Wien. Der Hoffaktor Abraham Mendle aus dem schwäbischen Kriegshaber hatte bestimmenden Einfluss darauf, dass Juda Emmerich zum Rabbiner von Schnaittach ernannt wurde. Abraham Mendle war in jenen Jahren eine bestimmende Persönlichkeit am kurfürstlichen Hof in München; zahlreiche Nachfahren lassen sich heute in aller Welt nachweisen. Juda Emmerich scheint eine ganze Anzahl von missgünstigen Feinden gehabt zu haben, denn es haben sich einige nicht sehr wohlwollende Charakterisierungen seiner Person erhalten: „Ueber obigen thuet der Hochmut des uneingeschränkt hoffärtigen Judens denselben erkünet machen, sich einen Kurfürstlichen Land Rabbiner zu nennen“. Im Jahr 1756 wurde Juda Emmerich zum Rosch Beis Din von Fürth, zum Vorsitzenden des Rabbinischen Gerichtes ernannt. Er übersiedelte nach Fürth, wo er mit einer zahlreichen Nachkommenschaft bis zu seinem Tode im Jahr 1767 lebte.

Der sanftmütige Abraham Wallerstein

Vizerabbiner Abraham Wallerstein wurde als Vertreter Emmerichs in Schnaittach

im Jahr 1756 ernannt. Es gab damals viel Streit mit dem Pfleger, dem von der Regierung ernannten Vertreter der Staatsmacht, der mit allen Mitteln versuchte, die damals noch vorhandene rechtsprechende und fiskalische Entscheidungsmacht des Rabbiners zu beschränken, was leider oft gelang.

1767, nach dem Tode Emmerichs, wurde Wallerstein zum Schnaittacher Hauptrabbiner ernannt. Weinberg schildert ihn als einen bescheidenen, demütigen Talmudgelehrten, der aus einfachen Verhältnissen im schwäbischen Wallerstein kam. Er schrieb einige rabbinische Werke, die 1757 in Fürth verlegt wurden. Ein großer Schicksalsschlag war der Verlust seines einzigen Sohnes, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte. Den Schnaittacher Juden war ihr Hauptrabbiner Wallerstein manchmal zu nachgiebig, sodass sie Ansel Levi zum Parnass wählten, eine ehrgeizige und energische Kämpfernatur, der sich im Gegensatz zu Wallerstein auf harte Auseinandersetzungen mit dem unverschämten Pfleger einließ. Auch der Streit mit den Hofmarksjuden von Forth und Hüttenbach nahm an Härte und Schärfe zu, ein Faktum, das Weinberg als einzigartig in der Geschichte der deutschen Judengemeinden bezeichnet. Abraham Wallerstein starb in hohem Alter im Jahr 1792 und wurde in Schnaittach beerdigt.

Die letzten Rabbiner von Schnaittach

1792 wurde SALOMON BEN MESCHULLAM haKOHEN zum Schnaittacher Landrabbiner gewählt. Sein Vater war der berühmte Fürther Rabbiner Meschullam Salman Koheri. Die Armut der Schnaittacher Juden war in jener Zeit wie überall in Süddeutschland sehr groß. Der Streit mit den Bezirksgemeinden hatte sich beruhigt und Salomon Kohen hatte nur den normalen Rabbinatsgeschäften nachzu-

gehen. 1801 wurde Kohen als Rabbiner nach Mergentheim berufen, wo er 1811 verstarb.

Sein Nachfolger in Schnaittach hieß MEIR HELLER PRETZFELDER, ein Nachkomme des bedeutenden Jomtov Lipmann Heller, einer von vielen, die damals schon weit verbreitet in ganz Europa lebten. Er war der Sohn des Gelehrten Jehuda Lima Elern aus Pretzfeld und fungierte schon in jungen Jahren und bis zu seinem Lebensende 54 Jahre lang als Mohel. Zur Zeit Weinbergs um 1900 existierte noch sein Beschneidungsbuch. Die Verwandtschaft des Meir Pretzfelder lebte in den Dörfern der mittel- und oberfränkischen Medine wie in Kunreuth und Adelsdorf, in Baidersdorf, in Mühlhausen und in Trabeisdorf. In abgelegenen Ortschaften wohnten und wirkten damals hochgelehrte Talmudisten und Rabbiner in den einfachsten Verhältnissen. In Meir Pretzfelders Amtszeit fallen die wichtigsten politischen Entscheidungen des Jahrhundertwechsels vom 18. zum 19. Saekulum: Bayern okkupiert Franken, der sogenannte bayrische Außenposten Schnaittach bzw. die Festung Rothenberg wird plötzlich bayrisches Binnenland, auch die Sonderstellung des Rabbinates erlischt, das System der Schutzbriefgewährung wird durch die Matrikelgesetzgebung abgelöst. Pretzfelder führte das nun erlöschende Landrabbinat Schnaittach bis zu seinem Tod im Jahr 1823. Er war der letzte Schnaittacher Landrabbiner. Nach ihm amtierte bis 1828 als Schnaittacher Rabbinatsverweser LÖB OTTENSOOS, der vom Distriktsrabbiner JUDA WOLF NECKARSULMER abgelöst wurde. Nach der Resignation Neckarsulmers im Jahr 1867 wurde im Jahr 1870 DR. MOSES SALZER aus Ermershausen in den Haßbergen zum letzten Schnaittacher Rabbiner gewählt. 1883 erlosch das Rabbinat und Schnaittach schloss sich dem Schwabacher Distriktsrabbinat an.

Die Nachkommen des Salomon Ben Nachman Löw Schnaittach, der auch Salomon Krakau und Salomon Kollin genannt wird

In der neueren Geschichte des deutschen Judentums gibt es eine unrühmliche Tatsache, die viele heute nicht mehr gerne erwähnt wissen wollen: Die Abneigung gegen die Ostjuden, gegen jene armen jüdischen Glaubensgenossen aus Polen und Russland, die im 19. und 20. Jahrhundert durch ihre eigentümliche Tracht und ihre seltsame Sprache auffielen. Eine Sprache, die sich wie altertümliches Deutsch anhörte, vermischt mit hebräischen und slawischen Wortbrocken: Jiddisch!

Die modernen, emanzipierten deutschen Juden schämten sich ihrer östlichen Väter; die Abneigung gegen sie ging oft

sehr weit, fürchtete man doch der mühsam errungen geglaubten Akzeptanz der Nichtjuden durch diese exotischen Eindringlinge wieder verlustig zu gehen. Doch es hatten viele dieser emanzipierten und assimilierten deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens gar keinen so großen Grund, sich über die Zugewanderten zu erheben, waren sie doch selbst Nachkommen ostjüdischer Rabbiner, Toraschreiber und Kantoren, die nach dem Dreißigjährigen Krieg als Klej Kodesch, als Gemeindegestellte die zerstörten jüdischen Gemeinden des 17. Jahrhunderts wieder zu neuem Leben brachten:

Salomo von Kollin (1666–1767)

In dem Kapitel über die Schnaittacher Rabbiner wurde versucht, so weit es die Quellen erlauben, auch etwas über die Nachkommen der verschiedenen Rabbiner zu sagen. Dies konnte nur durch wenige Bemerkungen geschehen, um das Kapitel nicht noch umfangreicher zu machen. Hier nun möchte ich exemplarisch und ausführlicher über die Nachkommen des Salomo Kollin sprechen, um von der Ebene der Familienforschung aus einen Eindruck davon zu vermitteln, wie jüdische Geschichte auf der familiären Ebene ihren Weg in den letzten dreihundert Jahren ging.

Salomon Kollin war von 1724 bis 1732 Vizerabbiner des Schnaittacher Landrabbinates; deshalb wurde er später auch Salomon Schnaittach genannt. Seine erste Gattin hieß Kela, stammte aus Mainbernheim bei Kitzingen und verstarb 1719 in Schopfloch. Er stammte aus Kollin bei Prag bzw. aus Krakau in Polen, denn beide Städte werden als Zunamen für ihn verwendet. Magnus Weinberg spricht davon, dass er ab 1724 Vizerabbiner in Schnaittach war und seine Amtszeit durch sein Ableben im Jahr 1732 beendet wurde. Bei den Recherchen für Familie Eichberg, Nachkommen des Rabbi Salomo, ergab sich nun, dass dieser nicht im Jahr 1732 verstarb, sondern wohl aus Altersgründen im Jahr 1732 zu seinem Sohn Jonas in Bechhofen bei Ansbach ging. Er heiratete in zweiter Ehe Edel, die Tochter des Fürther Dajan Hess, die ihm drei weitere Kinder gebar und im Jahr 1748 verstarb.

Der Skandal

Aus der ersten Ehe Rabbi Salomos stammte die Tochter Frummetle, die einen „hervorragenden“ Schidduch machte. Sie heiratete Simeon, den Sohn des Jeidel, der Lehrer an der von Bärmann Fränkel gegründeten Fürther Jeschiwa war und vom Fürther Hauptrabbiner Baruch Hakohen Rapoport eigenhändig beschnitten wurde. Simeons Mutter war die Tochter des Fürther Parnass Hirsch Frankfurter, der eine Zeitlang die weltbekannte hebräische Druckerei in Fürth leitete. Dieser Simeon nun ließ sich am 21. September 1748 taufen, trat zum protestantischen Glauben über und nahm den Familiennamen Matthaei an. Seine hochschwängere Frau, das Frummetle, hielt sich versteckt, wurde aber entdeckt und überwacht, damit ein etwaiger Sohn ebenfalls getauft werden würde. Simeon wurde später Messner an der Nürnberger Dominikanerkirche und wegen seiner Hetzschriften gegen die Juden bekannt. Es muss in der damaligen jüdischen Welt des Frankenlandes ein großer Skandal gewesen sein, war Simeon doch mit den prominentesten Fürther Judenfamilien verbunden.

Von Schnaittach nach Bechhofen

Rabbi Salomon lebte noch in jenen Jahren. Er verstarb mit 101 Jahren in Ansbach und wurde im Bechhöfer Judenfriedhof beerdigt. Für seine Umwelt und seine Familie war dies eine herausragende Tatsache, die sich in der Familiengeschichte erhalten hat. „Der Tage, die er auf Erden lebte, waren 101 Jahre und seine Lebenskraft nahm nicht ab, seine Augenlicht wurde nicht schwächer, so dass er nicht einmal eine Brille benötigte“, schreibt sein Sohn Jonas in seinem Mohelbuch.

Die jüdische Gemeinde Bechhofen ist für ihre wunderschön ausgemalte Holzsynagoge berühmt, die 1938 von einem fanatischen Nazivolksschullehrer angezündet wurde. Seitdem geben nur noch Fotografien Zeugnis von diesem Gotteshaus, das 1732 von Elieser Sussmann ben Salomon aus Brody in Polen ausgemalt wurde, ein weiterer Beweis der engen polnisch-deutschen Verbindungen seiner Zeit. Jonas selbst war auch ein begnadeter Maler und Zeichner, wie die Fotografie des Anfangs eines von Jonas selbst gemalten Segensspruches zeigt, den Theodor Harburger 1928 in seine Sammlung bayrischer Judaica aufgenommen hat. Leider ist dieses Gebetbuch des Jonas, das sich vor 1933 noch im Besitz der jüdischen Gemeinde Bechhofen befand, in der Nazizeit verloren gegangen.

Die Wahl des Familiennamens

Als die süddeutschen Juden Anfang des 19. Jahrhunderts bürgerliche Familiennamen annehmen mussten, hatte Nachmann Löb (1740–1828), der älteste Sohn des Jonas, den Namen Bechhofen angenommen, den seine Kinder in Bechhöfer, Bechmann und Bech umwandelten. Der jüngere Bruder Nachmann Löbs, Samuel, wählte den Familiennamen Eichberg. Ein dritter Bruder Elkan Elchanan Bär entschied sich für den Familiennamen Adler und soll Rabbiner in Feuchtwangen gewesen sein, doch wissen wir sonst nichts vom Schicksal seiner Familie, wohingegen die beiden anderen Zweige der Familie gut erforscht sind, da sich Mitglieder der Familien intensiv mit der Familiengeschichte befassten.

Die Bechmanns aus Fürth

Nachmann Löb, der älteste Sohn des Jonas aus Bechhofen, zog später nach Fürth, wo er zu den ärmeren Mitgliedern der großen Judengemeinde zählte. Seine Nachfahren nahmen den Familiennamen Bechmann an, in Erinnerung an ihren ursprünglichen Heimatort Bechhofen. Manchen seiner Nachkommen, wie z.B. Jakob Lob Bechmann (1818–1895), der sich später Jacques Louis nannte, verließen ihre fränkische Heimat. Jacques Louis wurde ein angesehener Bürger der französischen Hauptstadt Paris, seine Söhne waren Ingenieure, Mitglieder der Handelskammer und der Ehrenlegion. Andere, wie Wilhelm Bechmann (1820–1908), ein jüngerer Bruder des Jacques, blieben in Fürth ansässig. Wilhelm gründete eine Spiegelfabrik, die zur größten ihrer Art in Fürth wurde. Es gelang allen Nachkommen des Wilhelm Bechmann nach 1933 Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Sie gingen nach Nord- und Südamerika, nach England, Südafrika und Australien. Manche Nachkommen des Rabbi Salomo Kol-

lin sind heute keine Juden mehr. Sie heirateten nichtjüdische Frauen, wurden katholische und anglikanische Christen. Die meisten allerdings hielten fest am Glauben ihrer Vorväter und engagierten sich in vielerlei jüdischen Gemeindeangelegenheiten. Lilli Bechmann-Rahn, die 1935 die Bechmannsche Familienchronik verfasste, war später eine engagierte Verfechterin der zionistischen Sache. Ihre Tochter Evelyn Davis, die vor einigen Jahren die Familiengeschichte weiter schrieb, beendete die Dokumentation mit folgenden Worten: „Und so wurde Familie Bechmann in den verschiedensten Lebensläufen über die ganze Welt verstreut.“

Die Eichbergs aus Mergentheim

Ähnlich ging es mit dem Eichbergschen Zweig der vielen Nachkommen des Salomo Kollin, der, wie Lilly Bechmann-Rahn schreibt, auch den Namen Salomo Eichberg und später in Bechhofen den Namen Salomo Schnaittach trug. Der 1753 geborene Samuel nahm bei der Verleihung bürgerlicher Familiennamen den Namen Eichberg an. Er kann somit als Stammvater der Eichbergschen Familie gelten. Zu jener Zeit lebte er als Religionslehrer, Schächter und Vorbeter der jüdischen Gemeinde in Mergentheim und war sicherlich nicht mit irdischen Gütern gesegnet. Seine sechs Kinder wanderten wie viele anfangs des 19. Jahrhunderts nach Amerika aus und machten dort als Musiker, Komponisten und Sänger zum Teil bedeutende Karriere. The Jewish Encyclopedia von 1905/1906 und Winninger in seiner „Jüdischen Nationalbiographie“ erwähnen einige von ihnen.

Der 1806 geborene Sohn Moritz Moses Eichberg war später Lehrer und Kantor der großen jüdischen Gemeinde in Stuttgart. 1830, als er noch in Mergentheim wohnte, wird er in den Subskriptionslisten für einen Fürther Talmuddruck aufgeführt, d.h. er gehörte in jenen Jahren zu den wenigen orthodoxen Juden in Deutschland, die ein solch geschäftlich riskantes Unternehmen unterstützten, umso mehr talmudisches Lernen in jenen Tagen einen niedrigen Stellenwert bei den deutschen Juden hatte. Auch seine Kinder zogen wie die Geschwister im Laufe des Jahrhunderts nach Amerika, wo sie im musikalischen Bereich Bedeutendes leisteten. Joseph Eichberg, der sich vor einigen Jahren um die Familiengeschichte bemühte, ist heute Professor für Biologie an der Universität von Houston in Texas. Aus den bedrängten jüdischen Schutzjuden des Schnaittacher Rabbinates sind angesehene gleichberechtigte amerikanische Bürger geworden.

Alte Synagoge Memmelsdorf

Von Ina Karg

MEMMELSDORF Der kleine Ort liegt gerade noch im Osten von Unterfranken, im Landkreis Haßberge, und ist heute ein Ortsteil von Untermerzbach. Mit dieser Verortung kann man Memmelsdorf besser finden, wird das Dorf doch oft mit Memmelsdorf in Oberfranken, nahe Bamberg, verwechselt. Im unterfränkischen Memmelsdorf gab es bereits im 17. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde und ab 1729 eine Synagoge. Die Israelitische Kultus-Gemeinde gehörte Anfang des 20. Jahrhunderts zum Distriktrabbinat Burgpreppach von Rabbiner Cohn. Heute gibt es keine Jüdische Gemeinde mehr in dem Dorf, aber die ehemalige Synagoge der Memmelsdorfer Juden ist in der Judengasse 6 erhalten geblieben. Seit 1993 kümmert sich der „Träger- und Förderverein Synagoge Memmelsdorf (Ufr.)“ um das ehemalige Bethaus. Prof. Ina Karg vom Vorstand des Fördervereins hat für uns die historischen Hintergründe der Synagoge und ihre heutige Nutzung beschrieben. bere

Die Synagoge Memmelsdorf

Wer einer Gruppe von Besuchern im Rahmen einer Führung die Synagoge in Memmelsdorf (Ufr.) zeigt, wird mitunter gefragt, wann denn die Renovierung abgeschlossen sei. Sie ist abgeschlossen, denn die Synagoge soll anhand von sichtbaren Zeichen ihre Geschichte erzählen. Da ist beispielsweise der Hochzeitsstein an der südlichen Außenwand mit umlaufender Schrift aus Jeremia 7,34. Er gibt als Baujahr das jüdische Datum 5489, d.h. 1728/29 an, als Lothar von Greiffenclau, ein Verwandter des damaligen Fürstbischofs von Würzburg, den Bau förderte. Ein schmiedeeiserner Fuß eines Greifen im Gitter des Ostfensters, Element aus dem Wappen derer von Greiffenclau-Vollraths, erinnert an die Sponsoren.

Der Sandsteinbau mit Walmdach hat eine nahezu quadratische Grundfläche von circa 13 mal 13 Metern und steht architektonisch in der Tradition des in Nordwestböhmen und Ostbayern vorkommenden Klostertonengewölbetypus. Der Tora-Bereich ist mit Stufen, Rundbogen, Säulen, einem Aufsatz mit Querstein und einem weiteren (unterbrochenen) Rundbogen im barocken Stil gestaltet. Nur mehr schwer zu lesen sind zwei übereinander gelegte goldene Inschriften, von denen eine Experten zufolge mahnt: „Wisse vor wem du stehst“. Krone, Gesetzestafeln und das nach Osten gerichtete ovale Mischrachfenster schließen das Arrangement ab.



Innenansicht der Memmelsdorfer Synagoge.

Foto: Helmut Schwarz

Von bestickten Samtvorhängen und silbernen Leuchtern wissen wir nur mehr aus der Literatur; nur noch rudimentär erkennbar ist der Almemor in der Mitte des Raumes. Frauen folgten dem religiösen Geschehen im Hauptraum durch

Fenster in der oberen Etage, darunter befand sich eine Lehrerwohnung.

Zur Zeit des Synagogenbaus lebten etwa 25 jüdische Familien im Ort. Die ersten von ihnen hatte kurz nach Ende des Dreißigjährigen Krieges der reichsunmittelbare Ritter von Buttler angesiedelt, später gewährten – und ließen sich gut bezahlen – die Freiherrn von Rotenhan, Lichtenstein und die von Greiffenclau „ihren“ Juden Schutz. Mit 240 Personen erreichte die Gemeinde um 1813 den höchsten Stand, was etwa ein Drittel der Dorfbewölkerung ausmachte.

Die Umsetzung des bayerischen Judenedikts von 1813 ließ die jüdischen Familienoberhäupter 1817 den Untertaneneid schwören, verlangte feste Familiennamen und wies sie in so genannte Matrikelstellen ein. In Memmelsdorf erhielten alle Inhaber von Schutzbriefen auch eine Matrikelstelle und konnten nun Land erwerben, Landwirtschaft betreiben oder ein Handwerk ausüben, was sehr gefördert wurde, um den wenig staatsförderlichen Hausier- und Schacherhandel allmählich einzustellen.

So veränderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Erwerbsstruktur unter der jüdischen Bevölkerung erheblich, was nicht selten zu Neid seitens der Christen führte. Nicht wenige wanderten aus oder zogen nach Aufhebung der Niederlassungsbeschränkungen in Städte. Auch im Ort verbliebene Familien gelangten zu einigem Wohlstand, anderen gelang über



Deutsche und israelische Austausch-Schüler bei gemeinsamer Projektarbeit in der Synagoge.

Foto: Susanne Makowski

Bildung und Ausbildung sozialer Aufstieg auch in Berufszweigen, die ihnen zuvor verwehrt waren. Auch mehrere Rabbiner brachte die Gemeinde hervor. Ein eigener Friedhof wurde zwischen 1835 und 1937 genutzt, eine Elementarschule bestand von 1819 bis 1912. In einem Haus neben der Synagoge existiert noch eine Mikwe, eine weitere bestand direkt am Fluss. Auseinandersetzungen innerhalb der Kultusgemeinde, mit ihren Lehrern, mit dem Landgericht, der Kreis- und königlichen Regierung waren im 19. Jahrhundert nicht selten. Kontroversen mit der christlichen Bevölkerung schlugen im Vorfeld des Nationalsozialismus in antisemitische Ausschreitungen um und führten schließlich zur Katastrophe. Berichte über die Demolierung der Synagoge am 10. November 1938 in Memmelsdorf folgen einem Darstellungsmuster, auf das man auch anderswo stößt und hinter dem die „Wahrheit“ nicht mehr herauszufinden ist. Die Dorfbevölkerung hat eine Beteiligung nie zugegeben, die jüdischen Zeitzeugen lebten zur Zeit der Spruchkammerverfahren 1946/7 schon nicht mehr. Abtransportiert wurde aus Memmelsdorf direkt niemand, doch etwa 20 Personen aus der jüdischen Bevölkerung des Ortes starben im Horror des Holocaust. Das Synagogengebäude ging an die politische Gemeinde und später an eine Privat-

person. Der neue Besitzer nutzte sie für seine Hobbys, hielt Kaninchen und Vögel, für die sein Sohn an die Wand einen stilisierten Dschungel malte – auch das ein sichtbares Detail aus der Geschichte. 1979 fand er im Dachboden die Genisa, die teilweise restauriert auch in Ausstellungen im In- und Ausland gezeigt wurde.

1993 gründete sich der Träger- und Förderverein Synagoge Memmelsdorf (Ufr.), der das Gebäude erwarb und ein besonderes Erhaltungs- und Nutzungskonzept umsetzte. Besucher können im Hauptraum den Ort auf sich wirken lassen, die ehemalige Lehrerwohnung sehen oder zur Frauenempore und in den Dachboden steigen. Eine immer wieder zu erweiternde Dauerausstellung präsentiert Fundstücke aus der Vergangenheit der Synagoge, wie etwa abgebrochene Bauteile oder das Fragment einer Tafel mit den Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Männer.

Dazu kommen Gegenstände, die Einblick in die jüdische Kultur geben, Familiengeschichten sowie Informationstafeln und eine Bildschirmpräsentation zur Erkundung der Geschichte der jüdischen Bevölkerung. Das Nutzungskonzept als Lern- und Begegnungsort vor allem für junge Menschen hat sich sehr bewährt. Am Aufbau der Informationskomponenten waren Schülerinnen und Schüler des Gymnasi-

ums Ebern beteiligt, es wurden und werden Facharbeiten geschrieben und Projekte mit Bezug zur Synagoge durchgeführt. Internationale Workcamps haben stattgefunden, und erst vor kurzem haben Jugendliche aus Israel mit ihren deutschen Partnern im Rahmen des einschlägigen Programms des Kreisjugendrings Haßfurt den Ort erkundet. Lesungen haben spannende und bedrückende Texte verschiedener jüdischer Autoren präsentiert, und packend hat Helmuth Schwarz im Mai 2019 die Geschichte der Flucht der Familie Kohnstam – sie hat Memmelsdorfer Vorfahren – vorgetragen. Es gibt Konzerte mit Klezmer und klassischer Musik, und bildende Künstler aus der Region, aber nicht nur, stellen ihre Werke aus. Führungen werden im Sommer jeden ersten Sonntag im Monat oder auch auf Anfrage angeboten. Einige ehrenamtlich engagierte Menschen betreuen die Synagoge, organisieren die Veranstaltungen und erklären den Besuchern diesen faszinierenden Ort in Erinnerung an und mit Respekt gegenüber denjenigen, denen er einst als Gebets- und Versammlungsraum gedient hat.

Alle weiteren Besucherinformationen auf www.synagoge-memmelsdorf.de.

Alte Synagoge Mühlhausen

Von Miryam Gümbel

MÜHLHAUSEN Über hundert Besucher kamen am 10. November ins fränkische Mühlhausen. Der Verein „Forum Alte Synagoge Mühlhausen e. V.“ hatte zum „Tag der Offenen Tür“ eingeladen. An diesem Tag waren es genau 81 Jahre her, dass das jüdische Gotteshaus im heutigen Landkreis Erlangen-Höchstadt geschändet und verwüstet worden war.

Einer Brandschatzung war das Gebäude durch die Nähe zu anderen Häusern entgangen. Genutzt wurde es unter wechselnden Besitzern als Werkstatt, Garage und Lagerraum. Dabei störende Bauelemente wie die Frauenempore wurden herausgerissen. Das Wissen um die Synagoge war bei einigen Mühlhausenern aber noch im Bewusstsein. So interessierten sich die beiden Höchstädter Irina Gerschmann und Christian Plätzer unabhängig voneinander für das ehemalige jüdische Gotteshaus. Den Geschichtslehrer und Leiter des Höchstädter Heimatmuseums beschäftigten vergangene Ereignisse in seiner Heimat.

Der Künstlerin und Leiterin der privaten Kunstschule Höchstadt hatten es insbesondere die farbigen Wandmalereien und

Stuckarbeiten in der Barock-Synagoge angetan. Diese liegen ihr von der religiösen, der geschichtlichen, aber auch der kunst- und kulturhistorischen Seite am Herzen. Im gemeinsamen Wunsch, all das zu erhalten und wieder zu beleben, fanden die beiden zusammen und gründeten im Herbst vergangenen Jahres das Forum.

Ziel war es, die alte Synagoge am Schloßweg 5 in Mühlhausen zu erwerben, sanieren zu lassen und in eine Gedenk- und Bildungsstätte sowie in einen Kulturraum

umzugestalten. Das Finanzamt erkannte dem Verein die Gemeinnützigkeit zu und bald flossen die ersten Spenden.

Der Verein erfuhr bald viele Unterstützer, darunter auch Klaus Faatz, der Bürgermeister der mittelfränkischen Marktgemeinde, und die Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen, Ester Limburg-Klaus. Schließlich konnte Ende Oktober 2019 das Synagogengebäude gekauft werden und am Tag der offenen Tür für ein paar Stunden der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Besucher sollten bei dieser Gelegenheit auch etwas über die Geschichte und die Zukunft des Hauses erfahren. Vor allem im 18. und 19. Jahrhundert gab es in Mühlhausen eine blühende jüdische Gemeinde.

Die jüdische Bevölkerung mit teilweise mehr als 200 Personen machte gegen Ende des 18. Jahrhunderts rund 20 Prozent der Bewohner aus, wie Hans Christof Haas im Sammelband „Mehr als Steine“ schreibt. Gestützt auf die Erinnerungen des 2013 verstorbenen Mühlhausener Heimatforschers Johann Fleischmann beschreibt er darin auch das Schicksal der 1756 nach



Das Vereins-Logo. Design: Irina Gerschmann

zwei Jahren Bauzeit fertig gestellten Synagoge des Ortes, verbunden mit der wechselhaften Geschichte der „Israelitischen Kultusgemeinde Mühlhausen“, die mit der Pogromnacht 1938 ihrem Ende entgegen ging. 1942 wurden die letzten jüdischen Bewohner der Marktgemeinde deportiert. Das verwüstete Gebäude nutzten dann über acht Jahrzehnte private Eigentümer. Nach dem Erwerb durch das „Forum Alte Synagoge Mühlhausen“ gibt es nun eine neue Zukunft für die barocke Synagoge. Bereits vor der notariellen Unterzeichnung des Kaufvertrages haben Irina Gerschmann, Christian Plätzer und ihre Mitstreiter eine Menge an Vorarbeit geleistet. Kontakt mit einem Architekten wurde aufgenommen, auch mit Vertretern von Politik und Wissenschaft und verschiedenen Institutionen. So erfahren nun die kostspieligen Arbeiten der Restaurierung finanzielle Unterstützung auch von der Öffentlichen Hand.

Ein wichtiger Schritt war die Anerkennung des Kulturdenkmals durch die zuständige Behörde: Die Synagoge ist unter Denkmalschutz gestellt worden. Die eindruckvollen farbigen Fresken im Spiegelgewölbe sind noch erhalten. Ebenso wie die Stuckarbeiten überlebten sie die Fremdnutzung der letzten Jahrzehnte, weil sie durch die Höhe ihrer Positionierung nicht störten. Sie bedürfen jedoch ebenso wie das gesamte Gebäude einer umfassenden und vor allem behutsamen und sachgemäßen Restaurierung. Bei der wissenschaftlichen Erforschung und Dokumentation engagiert sich auch die Universität Bamberg.

Die zukünftigen Pläne beschränken sich aber nicht nur auf den baulichen Zustand der alten Synagoge. Das Gebäude soll einer öffentlichen Nutzung zugeführt werden. Gedacht ist dabei an einen Gedenk- und Lernort, eine Begegnungs-



Im oberen und im Decken-Bereich des Denkmals sind noch besondere Rokoko-Stuckarbeiten erhalten. Foto: Irina Gerschmann

stätte und einen Raum für kulturelle Veranstaltungen. In der Vereinssatzung heißt es u.a. „Zweck des Vereins ist die Förderung der Kultur, der Heimatpflege und der Heimatkunde, speziell die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte, Kultur, Religion und Brauchtumpflege in den ehemaligen jüdischen Landgemeinden. Darüber hinaus erstreckt sich der Vereinszweck auch auf die Förderung internationaler Gesinnung, der Toleranz auf allen Gebieten der Kultur und des Völkerverständigungsgedankens.“

Das Gebäude soll ein Museum und ein Archiv zur Geschichte der jüdischen Landgemeinden beherbergen sowie einen Kul-

tursaal, in dem Vorträge, Lesungen und Konzerte veranstaltet werden können. Da die nahegelegene Jüdische Kultusgemeinde Erlangen über kein eigenes Gebäude dieser Größenordnung verfügt, soll es auch ihr für Veranstaltungen zur Verfügung stehen.

Durch Ausstellungen über die jüdische Kultur in der Synagoge, durch historische Forschungen und Publikationen möchte der Verein die Erinnerungsarbeit ermöglichen. Begegnungen mit Zeitzeugen sowie Bildungsreisen von Deutschland etwa nach Israel oder Osteuropa und umgekehrt sollen darüber hinaus einen Beitrag zur Verständigung und Versöhnung leisten.

Das Forum Alte Synagoge Mühlhausen e. V., Schloßweg 5 in 96172 Mühlhausen, ist ein im Herbst 2018 gegründeter Verein, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die 1755/56 errichtete ehemalige Synagoge in Mühlhausen zu erwerben, sanieren zu lassen und in eine Gedenk- und Bildungsstätte sowie in einen Kulturraum umzugestalten. Finanzielle Hilfen sind dem Verein dafür sehr willkommen.

Spendenkonto: Stadt- und Kreissparkasse Erlangen Höchststadt Herzogenaurach

IBAN: DE 70 7635 0000 0060 0968 34. Alle weiteren Informationen geben die Vereinsvorsitzenden Christian Plätzer und Irina Gerschmann, E-Mail: info@synagoge-muehlhausen.de, www.synagoge-muehlhausen.de.



Die alte Mühlhausener Synagoge.

Foto: Irina Gerschmann

Chirac und die Juden: Eine Bilanz

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Am 16. Juli 1995 hält Jacques Chirac eine denkwürdige Rede am „Square des Martyrs du Vel d’Hiv“ im Pariser 15. Arrondissement, wo ein Jahr zuvor ein Erinnerungsdenkmal für die Opfer der dortigen Massenverhaftung von rund 13.000 Juden eingeweiht worden war.

Erstmals hat ein französischer Staatspräsident die Verantwortung Frankreichs für die Deportationen anerkannt. „Frankreich, die Heimat der Aufklärung und der Menschenrechte, Gast- und Asylland, dieses Frankreich hat an jenem Tag das Unwiederbringliche begangen“, bekennt der damalige Staatschef anlässlich des 53. Jahrestages der Razzia, bei der ganze Familien von französischen Polizisten am Vélodrome d’Hiver zusammengetrieben und von dort in Konzentrationslager geschickt worden waren. Und er fügt vor Repräsentanten der jüdischen Gemeinschaft hinzu, „ja, der kriminelle Wahnsinn des Besatzers wurde von Franzosen, vom französischen Staat, unterstützt. Uns bleibt eine unverjährende Schuld gegenüber den Verschleppten, von denen viele niemals zurückkehrten.“ Ende September verstarb Jacques Chirac.

Französische Verantwortung

Der rechtskonservative Chirac setzte sich mit dieser Haltung deutlich von seinem Vorgänger, dem Sozialisten François Mitterrand, ab, der ein solches Schuldeingeständnis stets abgelehnt hatte. „Ich werde mich nicht im Namen Frankreichs entschuldigen. Die Republik hat damit nichts zu tun. Ich bin der Ansicht, dass Frankreich keine Verantwortung trägt“, hatte Letzterer noch 1994 erklärt, während sein Nachfolger den Bezug zur Gegenwart herstellte und zur Wachsamkeit aufrief, „wenn hier ein Geist des Hasses weht, genährt durch Angst und Ausgrenzung.“ Die Worte Jacques Chiracs erhielten von den Teilnehmern des Festaktes ein ausgesprochen positives Echo. So begrüßte

etwa Serge Klarsfeld, Präsident der Söhne und Töchter der deportierten französischen Juden, die „auf der ganzen Welt als mutige und heilsame Anerkennung aufgenommene Ansprache, die einen tiefgreifenden Bruch darstellt“.

Auch die Nachfolger Chiracs, Nicolas Sarkozy und François Hollande und der amtierende Emmanuel Macron, traten und treten, unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit, entschieden in die Fußstapfen des Altpräsidenten, was das Bekenntnis zu Frankreichs Verantwortung für die Massenverhaftungen betrifft.

Enge Beziehung zum Judentum

Chiracs Rede, welche von zahlreichen politischen Beobachtern als eine der Höhepunkte seiner Präsidentschaft betrachtet wird, fügt sich in der Tat in eine zweifelsohne gute und zugewandte Beziehung des Politikers zu Frankreichs jüdischer Gemeinschaft ein. Bereits als langjähriger Pariser Bürgermeister hatte er sich für den Bau des Museums für Kunst und Geschichte des Judentums (MAHJ) eingesetzt, das 1998 seine Tore öffnete. Ebenso lag ihm die Errichtung von jüdischen und Talmudschulen am Herzen, von denen es in der französischen Hauptstadt mehr gibt als in Tel Aviv.

Ferner erwies sich der an fremden Kulturen Interessierte als profunder Kenner der jüdischen Kultur. Als Bewunderer des Rabbis Rachis de Troyes kannte er auch die Lubawitscher Bewegung und war mit dessen Oberhaupt in Frankreich, Rabbi Hille Pevzner, befreundet. Und er stand Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia, den er liebevoll „Rabbinu“ nannte, besonders nah. Korsia gehört zu den letzten Besuchern Chiracs kurz vor dessen Tod.

Verhältnis zu Israel

Was Chiracs Position im Nahostkonflikt und sein Verhältnis zu Israel anbelangt,

verstand er sich selbst in der Tradition Charles de Gaulles, der offen eine „arabische Politik“ seines Landes forderte. Seit jeher verfiert Frankreich die 2-Staaten-Lösung und Chirac hat aus seiner Unterstützung für die palästinensische Sache und seiner persönlichen Sympathie für Yassir Arafat, dem er in einem Pariser Hospital einen privaten Krankenbesuch abstattete, nie einen Hehl gemacht.

Demgegenüber schien das Staatsoberhaupt Israels Premierminister Benjamin Netanyahu, der sich zu Chiracs Tod nicht vernehmen ließ, in herzlicher Abneigung verbunden. Und wer erinnert sich nicht an den berühmt-berüchtigten diplomatischen Eklat anlässlich von Chiracs Besuch in Jerusalem im Jahre 1996, als er sich, von den israelischen Sicherheitskräften genervt, echauffierte und ihnen entgegenschleuderte: „What do you want? Me to go back to my plane and go back to France? Is that what you want? Then let them go. Let them do. No, that’s ... no danger, no problem. This is not a method. This is provocation. That is provocation.“

Bei seinen Gegnern seiner zuweilen ambivalenten Haltung wegen als wankelmütiger Wendehals verschrien, bezeichnete ihn Avi Pazner, ehemaliger israelischer Botschafter in Frankreich, gegenüber dem Sender i24news als „beeindruckend persönlichen Freund und großen Freund der jüdischen Gemeinschaft in Frankreich“. Ähnlich äußerte sich Israels Präsident Reuven Rivlin, der in seiner Trauerbotschaft von einem „Mann des Friedens“ sprach.

Am ehesten wird man Jacques Chirac wohl gerecht, wenn man festhält, dass er den Nahostkonflikt von den Anliegen der Juden in seinem Land strikt zu trennen pflegte. Stellvertretend für Letztere schloss Haïm Korsia seine Botschaft gegenüber der Presseagentur AFP: „Wir werden uns stets an den Präsidenten Chirac erinnern und niemals den Weg vergessen, den er für Frankreich vorgezeichnet hat.“

Franko-Jüdische Netflix-Serie

Ein Fan der neuen, flippigen Netflix-Serie „Family Business“ hat sie auf Twitter recht treffend als „Jewish French Breaking Bad“, aber mit Gras, beschrieben. Worin besteht der Plot? Die jüdische Familie Hazan in Paris verwandelt ihre koschere Metzgerei in eine Marihuana-Fabrik. Auch wenn die makabre Gewalt

von „Breaking Bad“ ausbleibt, so haben die beiden Serien dennoch Dialoge voller bissigem Humor und starke Schauspieler. Ihren Erfolg verdankt „Family Business“ vermutlich auch der Art und Weise, wie sie innerfamiliäre Beziehungen und Penäler-Witze mit surrealistischen Szenen mischt. Eine von ihnen zeigt die Hazans,

wie sie knapp einer Verhaftung entgehen, indem sie der Polizei weismachen, dass das tote, mit Marihuana gefüllte Schwein in ihrem koscheren LKW genmanipuliert sei, um die rabbinische Zertifizierung zu erhalten.

Besonders dem jüdischen Zuschauer erschließen sich die vielfältigen Bedeutungs-

ebenen und versteckten Anspielungen. Etwa in dem Gemisch aschkenasischer und sefardischer Abstammung innerhalb der Familie, das sich u.a. in den Essgewohnheiten niederschlägt, werden Insider die Realität vieler jüdischer Haushalte wiedererkennen. Jiddische Ausdrücke und jüdisch-nordafrikanischer Slang wie „ya rab“ oder „miskin“ würzen die Dialoge zusätzlich, während eine Klezmer-Komposition die Erkennungsmelodie der Folgen stellt.

Hintergründig, jedoch gleichzeitig realitätsnah, veranschaulicht die Serie die Fä-

higkeit des Judentums, sich anzupassen und zu überleben, auch wenn alles verloren zu sein scheint, in Frankreich und anderswo. So lehnt sich der Niedergang der Metzgerei Hazan im bekannten Viertel Le Marais an die reale Abwanderung der Juden und ihrer Geschäfte, der koscheren Restaurants und Metzgereien, aus diesem Viertel an, welches früher das Herzstück des französischen Judentums war. Denn in den 1980er Jahren hat sich Le Marais radikal gewandelt und zu einem Mekka der In-Lokale und Mode-Boutiquen entwickelt.

Schließlich verarbeitet der Autor der Serie, Igor Gotesman, in Teilen seinen eigenen familiären Hintergrund, um eine Art Mikrokosmos des französischen Judentums zu schaffen. Liberale Elemente durch Aure, eine Lesbierin, bis hin zum stockkonservativen, griesgrämigen Patriarchen Gérard. Der macht in einer der letzten Szenen seinem Sohn Joseph eines seiner höchst seltenen Komplimente, das für die jüdische Entwicklungsgeschichte schlechthin stehen könnte: „Ich bin stolz auf dich. Du fällst, nochmals und nochmals. Und jedes Mal, da du fällst, stehst du wieder auf.“ GPN

Wenn Frauen studieren

„Wenn die Frauen studieren möchten, vermag nichts sie daran zu hindern“. Dies erklärte bereits im 11. Jahrhundert der große Gelehrte und bekannte Talmud-Kommentator Rabbi Salomon von Troyes, besser bekannt als Raschi von Troyes (1040–1105). So ließ der aus der Champagne stammende Winzer, Philosoph und Schriftsteller seinen drei Töchtern die gleiche Bildung angedeihen wie männlichen Juden. Sicher nicht zufällig in der Geburtsstadt des Mannes, auf den sich alle Vorkämpferinnen für die Frauenförderung im Judentum berufen, fand nun in diesem Jahr der erste Weltkongress des weiblichen Judentums unter dem Motto „Die Töchter Raschis“ statt.

Achtzehn aus Frankreich, England, den USA und Israel angereiste Frauen studierten dort gemeinsam. Sie haben in Bibel-, Talmud- oder Midrasch-Exegese promoviert und sind angehende oder bereits praktizierende Rabbinerinnen und Lehre-

rinnen. Das Besondere an dem Projekt: Die Zusammensetzung der Teilnehmerinnen aus sämtlichen Ausrichtungen des Judentums, welche einander ansonsten vehement ablehnen, nicht zuletzt bezüglich des polarisierenden Themas des Kongresses „Die Frauen und ihre Führungsrolle im Judentum“.

Auf diesem Gebiet zeigt sich die in Frankreich mehrheitlich vertretene Orthodoxie weitaus weniger aufgeschlossen als anderswo. Gerade deshalb seien dieses Kolloquium und das gemeinsame Reflektieren so wichtig, meint Pauline Bébé, die erste 1990 in Frankreich ordinierte Rabbinerin. „Unsere jüdische Gemeinschaft weiß nicht, dass viele Frauen über einen Dokortitel in Religionswissenschaften verfügen. Wir planen bereits eine Neuauflage der Veranstaltung“, kündigt Rabbinerin Bébé in der protestantischen Zeitschrift REFORME an. Auch ihre beiden Kolleginnen, Delphine Horvilleur und

Floriane Chinsky, welche ebenfalls der liberalen Bewegung zuzurechnen sind, nahmen an dem Event teil.

In diesem Kontext kam die Ordinerung der 4. Rabbinerin Frankreichs einige Tage nach der Veranstaltung wie gerufen. Daniela Touati, 53, die ihre „Smicha“ in der West London Synagogue erhielt, hat fünf Jahre am dortigen liberalen Leo-Baeck-Institut studiert. Die in Rumänien geborene Tochter von säkularen Schoa-Überlebenden, einstige Controllerin und Marketingleiterin, wirkt seit Ende August in der Lyoner Keren Or-Synagoge, wo sie zuvor zehn Jahre lang als Sekretärin, dann als Schatzmeisterin und schließlich als Präsidentin fungiert hatte. „Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich auf der anderen Seite stehen möchte“, erklärte Madame Touati gegenüber der französischen Presseagentur AFP. Was ihr besonders am Herzen liegt? „Die Gleichberechtigung der Geschlechter.“ GPN

Grab der Könige

Nach zähen Verhandlungen und knapp zehn Jahren, in denen das zweitausend Jahre alte Grab der Könige in Jerusalem für den Publikumsverkehr gesperrt war, hat Frankreich als dessen Eigentümer das archäologische Juwel im Oktober erneut für Besucher geöffnet.

Allerdings gelang dies erst im zweiten Anlauf, da es bei einem Versuch Ende Juni zu Zwischenfällen mit ultraorthodoxen Juden gekommen war.

Diese hatten versucht, sich ohne die erforderliche Reservierung und Eintrittskarte gewaltsam Einlass in die historische Stätte zu verschaffen, um dort zu beten. Beamte des französischen Generalkonsulats wurden angegriffen, wie die diplomatische Mission in einem Kommuniqué verlautbaren ließ. Orthodoxe Juden verehren die Sehenswürdigkeit als Grabstätte der Königin Helena von Adiabene, welche im ersten Jahrhundert unserer

Zeitrechnung zum Judentum übergetreten war.

Wie das französische Konsulat jetzt mitteilte, kann das in den Fels gehauene Monument nun zweimal wöchentlich besichtigt werden, jedoch nur nach vorheriger Online-Reservierung. Aus Sicherheitsgründen dürfen die Gräber selbst zwar nicht mehr besichtigt werden, die Besucher können jedoch die Mikhwot sowie die äußeren Verzierungen am Gebäude betrachten.

Dass der französische Staat, der die Grabstätte im 19. Jahrhundert erwarb, der rechtmäßige Eigentümer dieses Musterbeispiels römischer Grabarchitektur sei, das zu den größten Komplexen der Region aus dieser Zeit zählt, bestreitet indes u.a. „Hekdesh des Grabes der Könige“. Hierbei handelt es sich um einen dem israelischen Oberrabbinat nahestehenden jüdischen Kulturverein. Wie dessen An-

walt Gilles-William Goldnadel gegenüber der Presseagentur AFP erklärte, wurde im Mai beim zuständigen Pariser Gericht ein entsprechendes Wiederaufnahmeverfahren beantragt, das 2020 geprüft werden soll. Ziel der Eingabe: Frankreich die Inhaberschaft abzusprechen.

Wenngleich sich der Zankapfel an einem höchst brisanten Ort nur wenige hundert Meter vom Tempelberg entfernt befindet, beteuert Goldnadel: „Es handelt sich nicht um eine politische Frage, sondern um Eigentum und die Freiheit der Religionsausübung.“ Er bedauert, dass jüdische Gläubige gezwungen seien, Eintritt zu zahlen, um an diesem heiligen Ort zu beten und er kämpfe für uneingeschränkten Zugang.

Demgegenüber befürchten die Archäologen, dass der Ort dem Kultus geopfert werden und so für die Wissenschaft verloren gehen könnte. GPN

Israel-Fahnen

Die Verordnung des Präfekten des Departements Bas-Rhin, erlassen kurz vor dem Europa League-Rückspiel des Straßburger Racing Clubs gegen Maccabi Haifa, war eindeutig. Verbot für die Fans der israelischen Mannschaft, sich in die Straßburger Innenstadt zu begeben und die israelische Fahne zu schwingen, und zwar „wegen des Risikos antisemitischer Ausschreitungen“.

Um ihre Verordnung zu rechtfertigen, wies die Präfektur u.a. auf die Anwesenheit antisemitischer Fans des Racing Clubs hin. „Es gibt Kontakte zwischen gewaltbereiten Fans beider Mannschaften, von welchen einige politisiert sind oder bereits an antisemitischen Demonstrationen teilgenommen haben.“

Von jüdischer und israelischer Seite löste diese Initiative scharfe Kritik und Empörung aus. Sowohl die israelische Botschafterin in Frankreich, Aliza Bin-Noun, als auch Francis Kalifat, Vorsitzender der jüdischen Dachorganisation CRIF, beschwerten sich bei der französischen Regierung. „Der Auftrag der Sicherheitskräfte der Republik besteht darin, die individuelle und kollektive Freiheit zu garantieren, die öffentliche Ordnung sicherzustellen sowie Personen und Sachen zu schützen.“

Dieser Auftrag ist zuweilen schwierig und läuft in einem spannungsgeladenen Klima ab“, räumte Kalifat ein. Dennoch stellt



Foto: MBR

er implizit offensichtlich hohe Ansprüche an die Sicherheitskräfte. „Dieses Dekret der Präfektur vermittelt das Gefühl, dass der Präfekt des Bas-Rhin, anstatt alle Zuschauer und Anhänger zu schützen, der Einschüchterung durch kleine Gruppie-

rungen nachgibt, die zur Gewalt aufrufen.“ Und Israels Sportministerin Miri Regev bezeichnete die Maßnahme der französischen Behörden als unglaublich. In diesen Zusammenhang gehört zwecks adäquater Einordnung jedoch die Tatsache, dass kurz zuvor ein Sieg der algerischen Nationalmannschaft in Frankreich in zahlreichen französischen Städten zu Ausschreitungen geführt hatte, mit Hunderten von Festnahmen, gewalttätigen Auseinandersetzungen samt verletzten Polizisten, was auch der jüdisch-israelischen Seite nicht entgangen sein dürfte. Die algerischen Fahnen waren während des besagten Spiels nicht verboten worden.

Vielleicht hat die Präfektur schlicht und einfach aus dem, was sie sich im Nachhinein wohl als Fehler eingestehen musste, gelernt. Der gesamte Vorfall jedenfalls und die unterschiedliche Einschätzung, was die zu ziehenden Schussfolgerungen betrifft, mündet letztendlich in der gesellschaftlich relevanten und auf etliche weitere Gebiete übertragbare Grundsatzfrage, welchem Bestreben man den höheren Wert beimisst, dem nach Sicherheit oder dem nach Freiheit. Von der Antwort hängt ab, ob und inwieweit alles, was in einem mutmaßlich aufgeheizten Kontext als Provokation empfunden werden könnte, vermieden werden sollte.

GPN

Neues Zentrum des Judentums

„In einer Zeit, in der der Antisemitismus wieder zutage tritt, bedeutet ‚widerstehen‘ nicht allein beschützen und dagegenhalten, sondern vor allem, die Herzen und die Geister zu bekehren, und das wird hier, in diesem Zentrum, gemacht.“ So lautete einer der markanten Sätze von Staatspräsident Emmanuel Macron anlässlich der Einweihung des Europäischen Zentrums des Judentums (CEJ) am 29. Oktober in Paris, bei der er es sich nicht nehmen ließ, persönlich dabei zu sein und eine viel beachtete Rede zu halten.

Nach vier Jahren Bauzeit steht nun der große Komplex, der zugleich religiös und kulturell ausgerichtet ist, ganz in der Nähe des neuen Jerusalem-Platzes. Allein der offensichtlich bewusst gewählte Standort stellt eine Besonderheit von vielsagender Symbolkraft dar. „Im Gegensatz zu zahlreichen Synagogen, die sich in eher versteckten Straßen befinden, wie die Victoire- oder Nazareth-Synagoge, ist dieser Ort für jedermann sichtbar“, meint Joël Mergui, Präsident des Konsistoriums, auf dessen Initiative das Projekt

vor zehn Jahren ins Leben gerufen wurde. Den trotzigen Willen zum Widerstand gegen den wachsenden Antisemitismus und die von etlichen jüdischen Franzosen gezogenen Konsequenzen einer Alijah aus Angst oder einer Art innerer Emigration, der aus Merguis Worten spricht, unterstützt Macron offenbar nicht nur in seiner Ansprache, sondern ebenso gegenüber dem israelischen Nachrichtensender i24news. Auf dessen Frage: „Sagen Sie heute Abend den französischen Juden, nicht auf Alijah zu gehen und in Frankreich zu bleiben?“ antwortet er zwar zunächst: „Nein, ich respektiere jedermann“, um jedoch fortzufahren, „ich sage Frankreichs Juden, dass sie ihren Platz in Frankreich haben, dass sie dort geliebt werden und dass sie eine in der Republik verankerte Geschichte haben. Ihr Weggang ist eine Amputation dessen, was die Republik ist, in ihrer Geschichte, in ihren Werten.“

Im Mittelpunkt des neuen Zentrums steht eine Synagoge mit 600 Plätzen. Räumlichkeiten für Ausstellungen, eine Aula und eine Mediathek ergänzen den Neubau, der

sich auch nach außen öffnen will, als „Ort des Austauschs“ und als „Vitrine des europäischen Judentums“.

Finanziert haben das neue Gebäude die öffentliche Hand, Stiftungen, Mäzene, private Geldgeber sowie Bankanleihen. An dem Ort der Begegnung soll das gesamte Spektrum des Judentums vertreten sein. Laut Mergui werden „streng orthodoxe auf säkulare Juden treffen, die aus Neugier kommen oder den Wunsch verspüren, zu den Ursprüngen zurückzukehren. Die Einrichtung wird die Möglichkeit bieten, über den religiösen Aspekt hinaus die Geschichte, die Feste, die Kultur sowie sämtliche Nuancen, welche den Reichtum des französischen und europäischen Judentums ausmachen, besser kennenzulernen.“

Auf seiner Webseite gibt das Konsistorium die Losung aus: „Der Ort wird drei Ziele auf lokaler, nationaler und europäischer Ebene verfolgen. Die Zukunft des Judentums verteidigen, dessen geistiges Erbe weitergeben und zum Zusammenleben beitragen.“

GPN

Place de Jérusalem

Seit Juni dieses Jahres gibt es im Pariser 17. Arrondissement einen neuen Jerusalem-Platz, und zwar an einem symbolträchtigen Ort in der Nähe des Ende Oktober von Präsident Macron eingeweihten Europäischen Zentrums des Judentums. Das Projekt geht auf eine Initiative von Joël Mergui, dem kürzlich in seinem Amt bestätigten Konsistoriumspräsidenten, zurück, der diesen Wunsch anlässlich des Frankreichbesuchs von Israels Staatspräsident Reuven Rivlin Anfang des Jahres geäußert hatte.

Unweit des neuen Platzes befinden sich ebenfalls der Israel-Platz und der Square Saint Odile, wo seit kurzem zwei Alleen nach Arie und Gabriel Sandner sowie Myriam Monsonégo benannt sind, Opfer des Attentats von Toulouse vor der Ozar

Hatorah-Schule 2012.

Früher hatte es bereits eine gleichnamige Straße in der französischen Hauptstadt gegeben, und zwar am Quai des Orfèvres, wo sie jedoch 1883 dem Ausbau des Justizpalastes weichen müssen. Zur erneuten Benennung der Place de Jérusalem erklärte Mergui in einem Schreiben an die Pariser Oberbürgermeisterin Anne Hidalgo: „Die Stadt Paris wäre nicht, was sie ist, ohne die Anwesenheit der jüdischen Gemeinschaft, die hier lebt und sich entfaltet.“

Hidalgo hatte das Projekt von Anfang an unterstützt und es auch gegen vehemente Proteste u.a. pro-palästinensischer Aktivistinnen, die sich während der Einweihungszeremonie zu einer Demonstration versammelt hatten, verteidigt.

Während Jerusalems Bürgermeister Moshe Lion die Initiative als Hommage an seine Stadt begrüßte, hatten zuvor Pariser Stadträte der linksextremen Partei „La France Insoumise“ die Annullierung des Projektes verlangt. Ihr Argument: Einen Platz nach Jerusalem zu benennen, hieße, der Perspektive einer Hauptstadt zugleich eines israelischen und eines palästinensischen Staates einen Bärendienst zu erweisen.

Ein Argument, das Anne Hidalgo nicht gelten ließ: „Angesichts des Wiederauflebens rassistischer und antisemitischer Gewalt ist es wichtig, an die Verbindung zwischen Paris und der jüdischen Gemeinschaft zu erinnern und die Freundschaft zu zelebrieren, welche Paris und den Staat Israel verbindet.“ GPN

Untersuchungsausschuss

Sollte es tatsächlich einen nicht schriftlich festgehaltenen Deal zwischen der Führung der Territoriumsüberwachung (Direction de la Surveillance du Territoire DST) und der Terrororganisation um Abu Nidal gegeben haben, die mutmaßlich für den Anschlag am 9. August 1982 in einem Restaurant der Pariser Rue de Rosiers verantwortlich zeichnete? Das jedenfalls versichert, 37 Jahre nach dem Attentat mit 6 Toten und 22 Verletzten, der damalige Geheimdienstchef Yves Bonnet. Diese Information, ein durch die Tageszeitung LE PARISIEN enthüllter Auszug einer Anhörung des Betroffenen durch den zuständigen Untersuchungsrichter,

hat die jüdische Gemeinschaft geschockt. Deren Dachorganisation CRIF forderte daraufhin in einem Communiqué einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss in der Sache.

Gegenstand des mündlichen Abkommens war laut dem heute 83-jährigen Bonnet ein Absehen von einer strafrechtlichen Verfolgung Nidals auf französischem Boden. Im Gegenzug soll sich Letzterer verpflichtet haben, keine weiteren Anschläge zu begehen. Der Leiter des Nachrichtendienstes hatte bereits im November 2018 in einer Dokumentarsendung des Zweiten Französischen Fernsehens FRANCE 2 verraten, seine Männer zu

Verhandlungen mit Unterhändlern der Gruppe Fatah-Revolutionärer Rat, einer Abspaltung der PLO, geschickt zu haben.

Zusätzlich zu der Forderung eines Untersuchungsausschusses ersucht der CRIF in seinem Communiqué den Staatspräsidenten ebenfalls, „auf diplomatischer sowie auf rechtlicher Ebene alles daran zu setzen, dass die für dieses Massaker verantwortlichen Terroristen den mit diesem Fall betrauten französischen Richtern vorgeführt werden.“ Die französische Justiz hat internationale Haftbefehle gegen vier Tatverdächtige erlassen, von denen zwei nach Jordanien geflohen sind. Bisher konnte keine Auslieferung erwirkt werden. GPN

Neuer jüdischer Botschafter

Es war der Wunsch von Emmanuel Macron, dass Eric Danon Frankreichs Botschafter in Israel wird. Erstmals bekleidet mit ihm ein Gesandter jüdischer Herkunft dieses Amt.

Als Absolvent der Elitehochschulen Sciences Po und der Verwaltungshochschule ENA, Kaderschmiede, aus der die meisten Spitzenpolitiker des Landes hervorgehen, gilt der 62-Jährige als Spezialist für Fragen der nationalen Sicherheit, u.a. innerhalb des Außenministeriums, wo er für die Bekämpfung von Terror, Waffenschmuggel und Geldwäsche verantwortlich zeichnete. Danach fungierte er als ständiger Vertreter Frankreichs für Abrüstung bei den Vereinten Nationen.

Als Emmanuel Macron 2015, seinerzeit noch als Finanzminister in der Regierung François Hollandes, seinen bisher einzigen

Israelbesuch machte, hatte er eher lobend über das Land gesprochen und nachdrücklich den Wunsch geäußert, mit ihm auf dem Gebiet der Hochtechnologie zusammenzuarbeiten. In seinem Präsidentenamt jedoch hat Emmanuel Macron bisher keine besondere Sympathie für Israel gezeigt.

Mit einer Ausnahme. Er war einer der Ersten, die sich gegen einen Israel-Boykott ausgesprochen haben, auch wenn sein Innenminister Christophe Castaner sich kürzlich geweigert hat, eine Demonstration des BDS zu verbieten, wie es der Abgeordnete Mayer Habib in einem Brief an ihn gefordert hatte. „Der Aufruf zum Boykott ist nach französischem Recht vollkommen illegal“, so Habib. Ferner verweist er auf die im deutschen Bundestag am 17. Mai nahezu einstimmig verabschiedete Resolution, welche den Israel-Boy-

kott in die Nähe des Antisemitismus rückt. In seiner Antwort rechtfertigte Castaner seine Entscheidung indes unter Berufung auf das „durch die Verfassung geschützte Recht der Versammlungs- und Demonstrationsfreiheit“. Jedoch versicherte er, dass sich der Staat gegenüber antisemitischen Äußerungen oder Versammlungen besonders unnachgiebig zeige. Unabhängig davon unterstützt Macron ohne Einschränkung die seit Jahrzehnten von Frankreich vertretene diplomatische Position zugunsten einer Zweistaatenlösung. Ob er durch die Ernennung eines jüdischen Botschafters auf Israel zugehen will? Wird sie die diplomatische Konstellation verändern und die franko-israelischen Beziehungen befrieden? Niemand vermag dies zum jetzigen Zeitpunkt vorherzusagen. GPN

Bar Mitzwa Alon Schwierz

Am 19. September feierte Alon Schwierz, der jüngste Sohn von Peter-Josef Schwierz und seiner Ehefrau Tanya, an der Klage-mauer in Jerusalem seine Bar Mitzwa. Zu diesem erfreulichen Ereignis hatten sich viele Verwandte und Freunde der Familie eingefunden, auch Alons Großvater Israel Schwierz, Vorsitzender der Reformgemeinde „Mishkan Ha-Tfila“ in Bamberg und langjähriger Autor von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN mit seiner Ehefrau Anneliese-Rachel.

Er war es auch, der den Morgengottesdienst mit der Bar Mitzwa-Feier durchführte. Nach einer kurzen Einführung in den Verlauf der Bar Mitzwa-Feier legten Alon und fast alle anwesenden Männer Tefilin. Danach wurden die Gebete gesprochen, wobei viele Anwesende eifrig mitsangen. Zur Tora wurden drei Männer



Foto: Shai Ben-Hur

aufgerufen: der Großvater, der Vater und der Bar Mitzwa-Junge. Es war erfreulich festzustellen, wie gut Alon auf diesen großen Tag vorbereitet war. Er las seinen Abschnitt aus der Parscha Ki Tawo sehr schön und fehlerfrei.

Der Großvater segnete den Bar Mitzwa und alle seine Kinder und Enkel. Er dankte, sichtlich gerührt, allen Teilnehmer des Festes für ihr Erscheinen. Sein ganz besonderer Dank galt auch seiner Mentorin, Frau Rabbinerin Dr. Yael Deusel aus Bamberg, die es durch ihre Hilfe möglich gemacht hatte, dass die Bar Mitzwa-Feier von Alon so erfolgreich hatte verlaufen können. Alle Gäste waren anschließend in ein milchiges Restaurant in der Altstadt eingeladen, wo sie sich bei einem vorzüglichen Mittagessen stärken konnten.

Judith Bar-Or

Lebendige Beziehungen

Der Austausch zwischen bayerischen und israelischen Schulen und Jugendorganisationen ist mittlerweile ein unentbehrliches Instrument der Begegnung, von der Politik gewollt und finanziell unterstützt, vom Bayerischen Jugendring auf deutscher Seite organisatorisch betreut. Mittlerweile treffen sich auch die zuständigen Mitarbeiter aus den Einrichtungen, Lehrer, Schulleitungen, Sachbearbeiter und Gedenkstätten-Mitarbeiter, regelmäßig zum Erfahrungsaustausch mit ihren israelischen Kollegen, abwechselnd in Bayern und in Israel. Dort wird dann das Treffen von der Internationalen Abteilung der Jerusalemer Stadtverwaltung organisiert.

Zum diesjährigen „Bilateralen Seminar“, organisiert vom Bayerischen Jugendring, kamen jetzt Ende Oktober ca. 40 Fachkräfte aus Bayern und aus Israel für fünf Tage in Würzburg und Regensburg zusammen. „Wir beschäftigen uns mit aktuellen Themen aus beiden Gesellschaften“, sagt Sabine Klein, Israel-Referentin des Bayerischen Jugendrings. So stand zum Thema Umweltschutz der Naturpark Steigerwald und Fridays for Future auf dem Programm, zum Thema Antisemitismus eine Präsentation der Antisemitismus-Meldestelle RIAS. In Regensburg besuchten die Teilnehmer die neue Synagoge und im Würzburger Rathaus trafen sie Zentralrats-Präsident Josef Schuster.

„Das Bilaterale Seminar liegt mir sehr am Herzen und ich bin dankbar, dadurch Teil der lebendigen bayerisch-israelischen Beziehungen zu sein“, sagt Matthias Fack, Präsident des Bayerischen Jugendrings. „Es ist ein tragfähiges Netzwerk zwischen Menschen aus beiden Ländern. Hier entstehen Kooperationen, Diskussionen und viele Freundschaften. Eine wichtige Voraussetzung für die Jugend- und Austauscharbeit mit Israel.“ Und der Würzburger Stadtrat Alexander Kolbow, der die Gäste im Ratssaal begrüßte, unterstrich, wie wichtig es sei, miteinander in Kontakt zu kommen und sich gegenseitig kennenzulernen.

Benno Reicher



Die deutsch-israelische Gruppe vor dem Würzburger Rathaus.

Foto: Christian Weiß, Stadt Würzburg

Augsburg

Ein neuer Friedhof

Alle Gemeindemitglieder und Gäste waren wohl von dem festlichen Ereignis besonders berührt. Sie wurden Zeugen der Einweihung eines neuen jüdischen Friedhofs. Der alte Friedhof in der Haunstetter Straße war vor fast 150 Jahren eingeweiht worden. Mitte der 60er Jahre des vorletzten Jahrhunderts erhielt die neu gegründete Jüdische Gemeinde in Augsburg, nach fast 400 Jahren Vertreibung, ihren ersten Begräbnisplatz auf einem eigenen Grundstück.

Das Judentum besagt, dass der menschliche Körper auch nach dem Tode heilig ist, da der Allmächtige versprochen hat, die Toten zum Leben zu erwecken. Daher muss auch der Bestattungsort heilig sein. Die Organisatoren der Einweihung, der Vorstand und Rabbiner Nekrich, hatten berücksichtigt, dass viele Anwesenden ältere Menschen sind und deshalb die Prozedur, die aus siebenmaliger Umrundung des Friedhofs mit Gebeten besteht, für die älteren Teilnehmer abgekürzt. Zu Beginn machte Rabbiner Shaul Nekrich betend mit den aktiven Mitgliedern sechs Runden um den Friedhof herum.

Danach kamen auch die 2. Bürgermeisterin Eva Weber, Umweltreferent Stadtrat Rainer Erben, Regionalbischof Axel Piper, Polizeipräsident Michael Schwald und der Leiter des Friedhofsdezernates des Landesverbandes Joino Pollak zur festlichen Einweihung dazu.

In ihren Reden gratulierten die Rabbiner Shaul Nekrich, Elias Dray und Dan Blaufeld die Gemeinde zum Erwerb der Eigen-



tümerrechte an dem Grundstück und erklärten die Notwendigkeit der Einweihung. Begleitet von den Psalmen betenden Rabbinern machten alle Gäste gemeinsam die siebte Runde um den Friedhof.

Gemeindepräsident Alexander Mazo nannte den Tag der Einweihung „einen historischen Tag im Leben der Gemeinde“. Er bedankte sich bei der Stadt für das Friedhofs-Grundstück und wünschte: „Soll der neue Friedhof zum Ort der ewigen Ruhe werden, sollen die Grabstätten niemals von Schändung und Vandalismus betroffen sein.“

Während es bei den ersten Rundgängen leicht geregnet hatte, fing gegen Ende, als Rabbiner Blaufeld das Abschlussgebet las, starker Regen an. Dazu merkte der Rabbiner an, dass „starker Regen bei der Einweihung ein gutes Omen ist“. Nach der Zeremonie traf man sich in der Gemeinde zum Buffet.

V. Shaykhit, L. Kyrey

Wir stehen zur jüdischen Gemeinde

Am 11. Oktober trafen sich im Vorstandsbüro der Augsburger Gemeinde der Bundstagsabgeordnete Dr. Volker Ullrich, die Landtagsabgeordneten Andreas Jäckel und Johannes Hintersberger und Bürgermeisterin Eva Weber mit dem Gemeindevorstand und dem Präsidenten Alexander Mazo. Bei diesem Treffen ging es um den Anschlag auf die Synagoge in Halle, wie man nun damit in Augsburg in Zukunft umzugehen hat und was dies letztendlich auch für die Jüdische Gemeinde für Folgen hat.

Die Vertreter der Stadtgesellschaft drückten ihr tiefes Bedauern über die Vorkommnisse aus und zeigten sich solidarisch mit der Jüdischen Gemeinde. Dr. Volker Ullrich erklärte: „Die furchtbare Tat von Halle macht es notwendig, Solidarität und Verbundenheit mit der jüdischen Gemeinde zum Ausdruck zu bringen.“ Gleichzeitig wurde auch die Frage gestellt, was sich in Zukunft ändern muss, um genau so etwas zu verhindern.

Einigkeit bestand darin, dass schon die Kleinsten präventiv aufgeklärt werden müssen. In allen Jahrgängen müsse aber Aufklärungsarbeit geleistet werden. Die Gemeinde wurde gebeten, sich jetzt nicht abzuschotten, sondern auch weiterhin aktiv am Stadtleben teilzunehmen. Die Gemeinde sei ein Teil der Stadt und dies solle auch in Zukunft so bleiben. Es wurde vorgeschlagen, dass die enge Zusammenarbeit noch weiter vertieft werden soll. Dazu soll ein weiterer Termin im Dezember ins Auge gefasst werden, um noch einmal ausführlich über die weitere Vorgehensweise zu sprechen.

Einigkeit bestand auch in der Notwendigkeit, vorrangig die Sicherheitsvorkehrungen an der Synagoge zu verbessern und



Schlussgebet bei starkem Regen.



auszubauen. Aber das sei nicht das Einzige. Die Gesellschaft müsse sich insgesamt entschlossen gegen jede Form von Antisemitismus stellen.

Alexandra Viaggio-Erlach

20 Jahre Schachklub

Durch die Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion kamen auch viele erfahrene Schachspieler nach Augsburg, darunter auch M. Safyanovsky, B. Grimberg, M. Albeker, I. Tokarev, D. Schekhter und I. Urbach. Zu den Aufgaben der Gemeinde gehört auch die Schaffung der Kommunikationsmöglichkeiten für die älteren Mitglieder. Dies erklärt die Entstehung unterschiedlicher Interessensklubs in der Gemeinde wie Deutschsprachunterricht, Sprachklubs für Jiddisch und Hebräisch, Musiksalon, Veteranenklub, Frauenverein, Klub der jungen Familien sowie der Schachklub.

Der Schachklub der Gemeinde wurde vor 20 Jahren, im November 1999 gegründet. Er wurde von Anfang an als Klub für Amateure geplant. Im Klub kann man Blitz- und Leichtpartien spielen, an einem Turnier teilnehmen oder sich unterhalten. Die Mehrheit der Mitglieder ist über 60 Jahre alt. Eine Zeit lang gehörte zum Klub auch eine Kinderschachschule.

In den Monaten Juni bis September 2010 haben wir an dem durch den Seniorenbeirat Augsburg organisierten Wettbewerb „Augsburger Seniorenpreis 2010. Senioren engagieren sich“ teilgenommen. Wir präsentierten das Projekt „Schach als Integrationsinstrument“ als Geschichte der veranstalteten Schnellschachturniere. Anfang 2011 veranstaltete das Jüdische Kulturmuseum in Zusammenarbeit mit uns die Ausstellung „Mitgebracht – Schach bei den Augsburgern“. Die Ausstellungsstücke zeigten die Rolle der Juden bei der Verbreitung des Schachs in Euro-

pa und die Rolle der jüdischen Schachspieler bei der Gründung des ersten Schachklubs in Augsburg 1873. Der Bankier Emil Gutman (1849–1938), der Textilfabrikant Sigmund Landauer (1846–1935) und noch zwei Mitglieder der Jüdischen Gemeinde gehörten zum Gründungskomitee des „Schachklubs Augsburg“ – einem der ältesten bis heute bestehenden Schachvereine Deutschlands. Zum 20. Europäischen Tag der jüdischen Kultur wurde in unserem Klub-Cafe „Mischpacha“ die Ausstellung „Mit Schach durch Jahrhunderte und Länder. Schach in der Geschichte und Kunst“ präsentiert.

Seit 2001 ist es Tradition, am Purimfest ein Schnellschachturnier zu veranstalten. In zwei Jahren entwickelte sich das Turnier von einer rein gemeindeinternen zu einer bayernweiten Veranstaltung. Seit 2003 nehmen Schachspieler aus den Gemeinden Augsburg, Bamberg, Erlangen, Fürth, Hof, München, Nürnberg, Regensburg und Würzburg an dem Turnier teil. Seit 2008 spielen auch Gäste der Lands-

mannschaft der Deutschen aus Russland, TSV Haunstetten und SG Augsburg 1873 mit. Seit 2003 wird die Einzel- und Mannschaftsmeisterschaft mit Hilfe eines Computerprogramms durchgeführt.

Auch Kinderturniere werden seit 2003 organisiert. Die Turniere sind dem Andenken an Valeri Murachveri und Michail Umansky gewidmet. Die Idee des Purim-Turniers hat auch der Regensburger Gemeinde gefallen. Seit 2007 wird mit unserer Hilfe und Teilnahme das Regensburger Herbst-Schnellschachturnier veranstaltet.

Insgesamt spielen in jedem Turnier etwa 60 Teilnehmer aller Altersstufen: „Nestoren“ – älter als 75, Senioren, Junioren, Frauen und besonders Kinder. Der Integrationsbeitrag vom Schach zeichnet sich dadurch aus, dass Schach, genauso wie die Liebe, keine Altersunterschiede und Nationalitäten kennt. Der älteste Spieler war 90, der jüngste Spieler war 6 Jahre alt. Am 22. März wird das 20. Jubiläums-Purim-Schnellschachturnier veranstaltet.

Isaak Urbach, Schach- und Turnierleiter

Bamberg

Der Einladung der Stadt Bamberg zu einer Gedenkveranstaltung, um an den Novemberpogrom von 1938 zu erinnern, folgten am 10. November erstaunlich viele Menschen und versammelten sich um 16.30 Uhr auf dem Synagogenplatz vor dem Mahnmal für die einstige Synagoge, die in der Nacht des Schreckens verwüstet und später abgerissen worden war.

Zu Beginn der Veranstaltung begrüßte Oberbürgermeister Andreas Starke alle Anwesenden, darunter auch Landesrabbiner Dr. Salomon Almekias-Siegl, der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Bamberg, Martin Arie Rudolph,



Gedenkveranstaltung in Bamberg, von links: Israel Schwierz, Arie Rudolph und Rabbiner Dr. Almekias-Siegl.

Foto: Engelbert Braun

und der Vorsitzende der Liberalen Gemeinde Mischkan Ha-Tfila, Israel Schwierz.

In seiner Ansprache ging der Oberbürgermeister auf die furchtbaren Verbrechen in Bamberg und im ganzen Deutschen Reich ein: „Die schrecklichen Ereignisse von damals dürfen wir nicht vergessen“, sagte der OB, „eine furchtbare Erkenntnis ist aber auch, heute, 81 Jahre später, müssen wir uns mit einem wachsenden Antisemitismus in unserem Land auseinandersetzen, der längst in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen ist.“

Er machte auch deutlich, dass jede Straftat und Diskriminierung gegen Juden Attacken gegen unsere gesamte Gesellschaft seien, die man mit allen rechtlichen Mitteln bekämpfen müsse. Diese Gedenkfeier sei ein deutliches Zeichen gegen Antisemitismus und jeglichen Rassismus, ganz egal, vor welcher Seite er komme.

Danach ergriff der Vorsitzende der IKG, Arie Rudolph, das Wort. Er ging auch, wie sein Vorredner, auf die furchtbaren Ereignisse der Reichspogromnacht ein und er forderte alle verantwortlichen Politiker auf, dafür Sorge zu tragen, dass sich so etwas niemals mehr wiederholen könne.

Schülerinnen und Schüler des Franz-Ludwig-Gymnasiums und des Eichendorf-Gymnasiums gedachten anschließend der jüdischen Schüler, die 1938 Furchtbares zu erleben gezwungen waren. Einige hatten Nazi-Deutschland durch Flucht überlebt, andere hatten es mit ihrem jungen Leben bezahlt.

Der Bamberger Synagogenchor sorgte mit seinen Liedern für ein würdiges Rahmenprogramm. Zum Abschluss sang Landesrabbiner Salomon Almekias-Siegl das „El Male Rachamim“, das jedem Anwesenden tief zu Herzen ging. Danach sprach er für alle Opfer der Schoa, zusammen mit allen Teilnehmern, das Kaddisch.

Judith Bar-Or

Erlangen

Neujahrsempfang

Vertreter der Religionen, der Stadt und der bayrischen Staatsregierung sprachen sich beim alljährlichen Neujahrsempfang der Jüdischen Gemeinde am 6. Oktober deutlich für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus aus. Juden sollen sich sicher und zuhause fühlen anstatt verachtet und angegriffen zu werden. Dafür will sich der bayerische Innenminister Joachim Herrmann einsetzen.



Gemeindevorsitzende Ester Limburg-Klaus begrüßt die Gäste. Foto: Marcello Zimmt

Seine Religion frei und ohne Angst ausüben zu können gehört zu den fundamentalsten Grundwerten unserer Gesellschaft. Um dies weiterhin aufrechterhalten zu können, gibt es viel Unterstützung, auch über den Neujahrsempfang hinaus.

Der Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, Dr. Ludwig Spaenle, strebt zahlreiche Projekte an, die nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft betreffen: Erfassung und Restaurierung jüdischer Friedhöfe, Digitalisierung noch nicht erfasster Dokumente aus den Archiven und Unterstützung des Vereins „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“.

In unserem Land rühren sich immer mehr Menschen und wollen uns auf unserem Weg zu Akzeptanz und Toleranz unterstützen – doch wie? Indem sie dazu beitragen, uns als unabdingbaren Teil Deutschlands zu sehen. Es bleibt zu hoffen, dass Taten auf Worte folgen und der Angriff in Halle der erste und letzte in einer modernen, aufgeklärten Welt bleibt.

Ellina Medvedovskaja

Regensburg

Rosch Haschana

Zur Vorbereitung auf Rosch Haschana bot Rabbiner Josef Chaim Bloch eine Lehrstunde mit dem Titel „Die Hohen Feiertage“ an. Im Vortrag konnten die Anwesenden viel über den geistigen Gehalt der wichtigsten Tage im jüdischen Jahr erfahren. An Rosch Haschana, sagte der Rabbi, dem Geburtstag von Adam und Eva, erneuern wir unsere Beziehung zu Gott und werden mit der ganzen Menschheit beurteilt. Die Worte, die wir im Machsor lesen, helfen uns unsere Gefühle zu spüren.

Der Gebetsraum der Synagoge war an beiden Tagen von Mitgliedern und Gästen gut besucht. Rabbiner Bloch führte die Betenden mit viel Kawana durch die Gottesdienste. Er begrüßte alle Anwesenden und wünschte ihnen gute Gesundheit bis 120. Seine Schiurim über die jüdischen Feste im Tischri, die Ansprache nach der Tora-Lesung und Klang des Schofars gaben Impulse in den Alltag hinein. Das Taschlich am Spätnachmittag des zweiten Tages Rosch Haschana wurde von gut 25 Personen besucht, die sich am Ufer der Donau nahe der berühmten Steinernen Brücke versammelten und die Taschen nach außen kehrten, um auf diese Weise das Fortwerfen der Sünden zu symbolisieren. Alle aßen in Honig getunkte Äpfel und wünschten einander ein gutes und süßes neues Jahr.

Jom Kippur

Am Erew Jom Kippur war der Gebetsaal der Synagoge voll. Alle Männer trugen weiße Talesim, passend zum Aron haKodesch und der Bima. Nach der Begrüßung



Das Denkmal auf dem Synagogenplatz.

Foto: Engelbert Braun

begann der Rabbiner das Kol-Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Alle lauschten den Worten des Gebetes, wo erklärt wird, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen. Am nächsten Tag wurde der Chasan wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Nach dem Morgengebet und der Tora-Lesung gedachten alle bei dem Iskor ihrer verstorbenen Angehörigen. Das letzte Gebet Ne'ila endete mit dem Ruf des Schofars. Traditionell stärkten sich die Betenden danach beim herrlichen Kidusch der Familie Danziger.

Sukkot – Simchat Tora

Bei Renovierungsarbeiten in der alten Synagoge entdeckte man vor zehn Jahren, dass ein Hinterhof ursprünglich die Anlage für eine große Sukka war. Die Idee des Rabbiners Bloch, diesen Hof einfach zu überdachen, erwies sich als eine vortreffliche Lösung, um zusammen in der Sukka zu feiern. Die Laubhütte wurde zum neunten Mal von Familie Aronov mit Früchten geschmückt. Zum gut besuchten Sukkot-Gottesdienst kam auch die Regensburger Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer. Sie überbrachte in der Sukka die besten Wünsche der Regensburger Bürger.

Nach den Gottesdiensten feierten wir an den Festtagen und am Schabbat Chol haMoed bei gutem Essen und Trinken in der Sukka. Um die Mizwa des Lulaw-Schüttelns für alle zu ermöglichen, wurden mehrere Lulawim besorgt. Die Vorstandsmitglieder halfen allen Frauen und Männern, die Mizwa zu erfüllen. Am Simchat Tora schließlich wurden alle Tora-Rollen in einer großen Prozession mit Tanz und Gesang sieben Mal um die Bima getragen. An diesem Tag wurde der jährliche Zyklus der Tora-Abschnitte beendet und wieder von vorn begonnen.

Wie nemt men a bissele glik?

Die Antwort auf diese Frage erhielten die Zuhörer am 1. September im Klub Schalom der Neuen Synagoge mit einem Konzert der Musiker von Leon Gurvitch. Ihre Sprache sei die Musik, sagte der Pianist und Komponist. Er und die charismatische Sängerin Sigalit Feig, die derzeit in „Anatevka“ und „West Side Story“ in Berlin auf der Bühne steht, präsentierten ihr neues Programm in Regensburg, begleitet von Omar Rodriguez Calvo am Kontrabass und Felix Dehmel am Schlagzeug. Calvo und Dehmel holten ungeahnte Nuancen aus ihren Instrumenten. Leon Gurvitch beherrschte Klezmer- und Jazz-Einlagen, wie auch traditionelle Melodien. So konnten wir interessante und anspruchsvolle Instrumentaleinlagen, zum Beispiel den Hochzeitstanz aus Satmar, genießen und es war uns, als hätten wir so etwas in dieser Intensität vorher nie vernommen. Der Blickfang war allerdings eine Powerfrau, die das Publikum mit ihrer beachtlichen Stimme und ihrer sonoren Vortragsweise musikalisch und sprachlich in ihren Bann zog: die israelische Sängerin Sigalit Feig. Begleitet von den Instrumentalisten begann sie das Programm mit „Shtikl Glik“. Es folgten weitere bekannte jiddische Lieder. Den Abschluss des Programms bildete „Romania“, das bekannte Couplet des weißrussischen Schauspielers Aaron Lebedeff. Natürlich forderte das Publikum eine Zugabe und Sigalit Feig gab noch „Bei mir bist du shejn“. Die Rahmenhandlung gestaltete Volodimir Barsky als Moderator. Im Namen aller Gäste bedankte er sich herzlich bei den Künstlern und übergab Blumenstrauß und Geschenke. Gefördert wurde das Konzert vom Kulturprogramm des Zentralrats.

Raphael Sterl,
„Freundeskreis Israel in Regensburg“

Schweiz-Ausflug

Mitte September machten wir mit 57 Mitgliedern unseren Gemeinde-Ausflug in die Schweiz. Der Leiter des Klub „Schalom“ Volodimir Barsky sprach für alle Tefilat HaDerech, das Gebet des Weges, das um eine sichere Reise bittet. Der Ausflug war bestens organisiert. Der Generaldirektor des Reisebüros Lilija Reisen, Dmitrij Utschitel, ein Mitglied unserer Gemeinde, suchte für uns seinen besten Reiseleiter, Mikhail Russakovski, aus. Er hat die Reise sehr gut begleitet. Hoch professionell und emotional sprach er über die jüdische Geschichte der Schweiz, zeigte die historischen Orte und die schönsten Sehenswürdigkeiten in Zürich, Basel, Bern, Interlaken, Luzern, Lausanne und Montreux.

In der Schweiz leben heute rund 18.000 Juden, die meisten in Zürich mit einer großen orthodoxen Gemeinde und in den Großstädten Basel, Bern und Genf. Daneben gibt es noch etwa zehn kleine Gemeinden. Gerade in den großen Städten findet man eine Vielzahl von jüdischen Einrichtungen, Schulen, Kindergärten und Jugendgruppen.

Am ersten Tag haben wir Zürich besucht. Diese Stadt ist die größte der Schweiz. Die Stadt am Zürichsee ist ein bedeutender Bankenplatz, mit dem Hauptbahnhof und dem Flughafen Kloten zentraler Verkehrsknotenpunkt und das wichtigste Zentrum der Schweizer Medien- und Kreativbranche. In Basel machten wir mit unserem Reiseleiter einen Stadtrundgang. Er zeigte uns das Baseler Münster, das mittelalterliche Rathaus und die große Synagoge in der Leimenstraße. Mit seinen zahlreichen Museen und einem breiten Kulturangebot ist Basel auch ein bedeutendes kulturelles Zentrum.

Am zweiten Tag lernten wir auch die Hauptstadt Bern kennen. Sie ist der Sitz



Ausflug in die Schweiz



Herbst-Schachturnier

der Regierung und das politische Zentrum der Schweiz. Danach fuhren wir durch das Seenland nach Interlaken und nach Luzern am Vierwaldstättersee. Anlässe mit überregionaler Ausstrahlung sind die Luzerner Fasnacht und das Lucerne Festival. Am dritten Tag besichtigten wir Lausanne. Es ist ein bedeutendes Wirtschafts-, Kultur- und Bildungszentrum. Der Internationale Sportgerichtshof (TAS), das Internationale Olympische Komitee (IOC) und das Schweizer Filmarchiv haben ihren Sitz in der Stadt am Genfersee. Am Ende der unvergesslichen Reise kamen wir nach Montreux. Dort gibt es jährlich das Internationale Montreux Jazz Festival.

Herbst-Schachturnier

Das bestens organisierte bayerische Schachturnier, in Erinnerung an Otto Schwerdt s.A., fand diesmal am 27. Oktober im Gemeindesaal der Neuen Synagoge Regensburg statt. Am zwölften Regensburger Turnier haben 44 Schachspieler aus den Jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Fürth, Hof, München, Nürnberg, Regensburg, Würzburg und Straubing teilgenommen.

In seiner Begrüßung erinnerte Volodimir Barsky, Vorstandmitglied der Jüdischen Gemeinde, an Otto Schwerdt s. A., Mitbegründer des Schachklubs und selbst begeisterter Schachspieler. Der Namensgeber des Turniers, sagte Barsky, hätte eine große Freude zu sehen, wie sich seine Idee entwickelt hat und stets fortgesetzt wird. Er bedankte sich bei den Schachspielern für ihre Teilnahme und beim Schiedsrichter Isaak Urbach aus Augsburg für seine großartige Arbeit. Ein Dank ging auch an die Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger für finanzielle Unterstützung, an Elsa Aronov, Sofia Golkova und Galina Bortnyk für die Beköstigung des Turniers und an die vielen Helfer, die die Veranstaltung unterstützt hatten. In der Turnier-Pause machte Volodimir Barsky für die Gäste eine Führung durch die Synagoge.

Die Turnier-Ergebnisse:

Die Mannschaftsmeisterschaft gewann Regensburg¹, den 2. Platz die Mannschaft Augsburg und den 3. Platz die Mannschaft München¹. Die Einzelmeisterschaft: 1. Platz IM Roman Vidonyak aus München, gefolgt von Mark Sofyanovskiy und Igor Tokarev, beide Augsburg. Nestorenmeister wurde Leonid Volshank aus München, Seniorenmeister: Jenz-Uwe Pohl-Kuemmel, Regensburg, Frauenmeisterin: IMF Nellya Vidonyak München. Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise von den Vorstandsmitgliedern Volodimir Barsky und Jakob Denissenko.

Straubing

Straubinger Religionsgespräche

Zum 14. Straubinger Religionsgespräch luden am 18. Juli Vertreter der drei großen monotheistischen Religionen in die Israelitische Kultusgemeinde Straubing ein. Vorstandsmitglied Anatoli Zap, Frau Demir von der Türkisch-Islamischen Gemeinde und Pfarrer Heinrich Weber für die Christen haben in das Thema eingeführt. Dann hatten die Besucher die Möglichkeit, Fragen zu stellen und über sich und ihren Glauben zu sprechen. Pfarrer Hasso von Winning moderierte wie immer den Abend, und selten war die Einigkeit beim Religionsgespräch mit dem Thema „Vorbilder als Wegweiser im Glauben“ so groß.

In allen drei Weltreligionen gibt es natürlich die Gelehrten, in der Katholischen Kirche auch die Heiligen, die wegweisend sein können. Für viele Gläubige waren es aber andere Vorbilder, die prägten: Eltern, Großeltern, der Lateinlehrer, der Rabbi oder bei den christlichen Teilnehmern Jesus selbst. Und es fällt tatsächlich auch der Name James Bond, im übertragenen Sinne: gesucht wird der Held des Glaubens. Anatoli Zap, in Vertretung des verhinderten Rabbiners Mendel Muraiti, hatte die Lacher auf seiner Seite, als er den Namen des Filmhelden erwähnte. Mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gibt es bei den drei großen Religionen, wenn es um die Vorbilder im Glauben geht. Trotz der Heiligenverehrung der katholischen Kirche waren sich alle drei Referenten einig, dass die Orientierung an Vorbildern nicht in Konkurrenz treten dürfe zur Anbetung von Gott. Im Judentum wie im christlichen Glauben wäre dies ein Verstoß gegen das Zweite Gebot, wie A. Zap betonte: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“

Reise nach Regensburg

Ende August konnten Mitglieder unserer Gemeinde am Schabbat-Gottesdienst in der neuen Regensburger Synagoge teilnehmen. Bei einer Stadtführung erfuhren wir Wissenswertes über die Synagoge, die Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde und ihre heutige Situation. Sie ist die älteste in Bayern.

Ausführlich erläuterte die Reiseführerin das jüdische Leben im Mittelalter. Nach der Vertreibung der Juden aus Regensburg im Jahr 1519 entstand am Ort des Geschehens eine Kapelle und den Überlieferungen nach eine der größten Marienwallfahrten im damaligen Reich. Im 18. Jahrhundert kehrte wieder jüdisches Leben zurück. 1912 wurde eine neue, prächtige Synagoge ein paar Straßen

weiter Am Brixener Hof 2 erbaut und nur 26 Jahre später in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 in Brand gesteckt und völlig zerstört.

Nachdem ein in den 1960er-Jahren eingerichtetes Gemeindezentrum völlig unzureichend war, wurde ein neues Jüdisches Zentrum mit Synagoge, Kulturräumen und Verwaltungsbüros am Eck Luzengasse/Brixener Hof und damit auf dem Grundstück der 1938 zerstörten Synagoge gebaut. Am 27. Februar 2019, 80 Jahre nach der Zerstörung der Synagoge, wurde ein wunderschönes neues „Jüdisches Gemeindezentrum mit Synagoge“ in Regensburg eröffnet. (Darüber hat JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN bereits ausführlich berichtet).

Über dem Innenhof schwebt unter freiem Himmel ein goldfarbenedes Schriftband. Bei näherer Betrachtung erkennt man ein Gedicht der jüdischen Lyrikerin Rose Ausländer. In ihrer Handschrift wurden Zeilen ihres Gedichtes „Gemeinsam“ in dem Kunstwerk verewigt.

„VERGESSET NICHT FREUNDE, WIR REISEN GEMEINSAM ...“.

Wir bedanken uns bei den Vorständen der Gemeinden Straubing und Regensburg für das tolle Schabbat-Wochenende. Vielen Dank an Rabbiner Josef Chaim Bloch, an die Vorsitzende Frau Ilse Danziger und an die Vorstandmitglieder Volodymyr Barsky und Jakob Denissenko für den tollen Empfang in der Regensburger Gemeinde.

Chuppa

Endlich wieder einmal ein großer Freudentag in der Synagoge. Am 27. September war die Hochzeit von Irina und Simon Movshovich – Mazel Tov! Herzlichen Glückwunsch dem Brautpaar und den Eltern.

Konzert

„Yontef iz gekumen – Komm mit mir durch's Jahr“ ist der Titel des Konzertprogramms, in dem die Sängerin Valeriya Shishkova mit ihrem Duo „Di Vanderer“ durch das jüdische Jahr führt. Sie hat dafür jiddische und hebräische Lieder ausgewählt, die zu Feiertagen und im Alltag gesungen werden, um das Leben fröhlich zu feiern, den Glauben zu bekräftigen oder das Band mit Gott zu stärken. Auch die Liebe wird besungen, die zwischen Mann und Frau, die zwischen den Eltern und ihren Kindern sowie die zur Heimat. Am 15. September gastierten die Musiker in unserer Gemeinde.

In Valeriya Shishkovas Interpretationen erwachen die traditionellen und überlieferten Lieder zu neuem Leben. Gemeinsam mit der Sängerin traten Gennadiy Nepomnjaschiy (Klarinette) und Sergey Trembitsky (Piano, Querflöte) als „Di Vanderer“ auf.

Theaterstück Rosch Haschana

Die Kinder und Jugendlichen der Gemeinde haben am 27. Oktober einen wunderbaren Auftritt in der Synagoge abgeliefert. Über mehrere Monate haben sie dafür geprobt und mit so viel Freude ihre Theaterperformance auf die Bühne gebracht. Das Ganze wurde von Svetlana Zap organisiert und von Luisa Zap choreographiert. Die Zuschauer waren begeistert und haben großes Lob an alle Beteiligten verteilt. Tosender Applaus war der Lohn für die viele Proben. Wir hoffen, dass es noch weitere tolle Auftritte geben wird.



An der Performance waren beteiligt: Rabbiner Mendel Muraiti, Kathi Schneider, Lea Gutman, Sofia Straßheim, Sophie Carlova, Michael Arushanov, Nicole Bratus, Erik Resnik, Artur Resnik, Maria Berendt. Dekoration und Kostüme Anzhelika Kolyada.

Danach haben wir mit 30 Kindern, Jugendlichen, Eltern und Großeltern im Gemeindesaal bei Musik, Tanz und Köstlichkeiten aus der Gemeindegemeinschaft Simchat Tora gefeiert.



Gedenkstele in Würzburg.

Foto: Christian Weiß

Würzburg

Neue Gedenkstele erinnert an altes Judenviertel

Wo heute der Würzburger Wochenmarkt stattfindet, befand sich im Mittelalter das jüdische Viertel mit Synagoge, Wohnhäusern und einem eigenen Friedhof. An diese Vergangenheit des Würzburger Marktplatzes erinnert nun die neue Gedenkstele „Vom Judenplatz zum Marktplatz“. Die Stele wurde vom Würzburger Gästeführerverein initiiert und gemeinsam mit dem Fachbereich Planen der Stadt Würzburg finanziert. Eingeweiht wurde sie nun von Oberbürgermeister Christian Schuchardt zusammen mit dem Team der Gästeführer, Dr. Rotraud Ries vom Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, Kathrin Jacobs vom Fachbereich Kultur sowie Dr. Axel Metz vom Stadtarchiv. Auf Deutsch und Englisch vermittelt die Stele den Würzburger Bürgerinnen und Bürgern wie auch den Gästen, dass sich in früheren Jahrhunderten rund um den heutigen Marktplatz das Zentrum der Würzburger Juden befunden hat. Nach dem letzten großen Pogrom gegen die Juden 1349 wurde die Synagoge niedergebrannt und alle jüdischen Einwohner vertrieben oder ermordet. An der Stelle der zerstörten Synagoge haben die Bürger ab 1377 die Marienkapelle errichtet. Die Gedenkstele ist in Zusammenarbeit mit dem Museum Shalom Europa entstanden und wurde vom Stadtgrafiker Markus Westendorf entworfen.

PMW

Julia: ein Jahr in Israel

Julia, heute 20 Jahre alt, ist eine von etwa 80 Freiwilligen, die bisher am Deutsch-Israelischen Freiwilligendienst (DIFD) teilgenommen haben. Dieses Projekt, koordiniert von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST), bietet jungen Deutschen und Israelis im Alter von 18–27 Jahren die Möglichkeit, das jeweilige Partnerland über einen Freiwilligendienst für 6–12 Monate zu erleben. Deutsche Freiwillige werden in Israel in Einrichtungen für Menschen mit Behinderung und Rehabilitationszentren eingesetzt.

Die „DIFDvolunteers“ nehmen im Rahmen ihres Dienstes zwei Rollen ein: Sie engagieren sich einerseits in einer gemeinwohlorientierten Einrichtung. Gleichzeitig agieren sie als „zivile Botschafter“ und transportieren so ein vielfältiges Bild ihrer Heimatgesellschaft in das Gastland. Der DIFD soll den Teilnehmenden außerdem sowohl durch den alltäglichen Dienst als auch über die pädagogische Begleitung die Möglichkeit bieten, ihre soziale und interkulturelle Kompetenz zu stärken.

Julia aus der Würzburger Gemeinde war ab August 2017 ein Jahr als Freiwillige in der Einrichtung „Maon Ruhama“ in Kfar Saba in Israel. Im Herbst ist sie von Würzburg nach Heidelberg gezogen, wo sie „Prävention und Gesundheitsförderung“ an der Pädagogischen Hochschule studiert. Tatjana Lodermeier (TL) hat für uns mit Julia über ihre Erfahrungen und Eindrücke in Israel gesprochen.

TL: Julia, im Sommer 2017 hast du dein Abitur gemacht und bist anschließend im August für ein Jahr als Freiwillige nach Israel gegangen. Wie kamst du auf diese Idee?

Julia: Ich hatte schon früher die Idee, ein freiwilliges soziales Jahr (FSJ) nach dem Abitur im Ausland zu machen, um neue Erfahrungen zu sammeln. Dadurch, dass ich ehrenamtlich aktiv bei der ZWST bin, habe ich schon vom Deutsch-Israelischen Freiwilligendienst erfahren. Ich war schon davor und bin auch weiter nach dem Freiwilligendienst ehrenamtliche Madricha (Jugendleiterin) auf den Machanot (Ferienlagern) der ZWST.

TL: Warum speziell nach Israel und nicht z. B. in Würzburg in einem Altersheim?

Julia: Zum einen wollte ich eine Pause vom Lernen und vom Alltag, so wie ich ihn kenne. Dann war das Studienziel noch unklar. Deshalb war der DIFD für mich die beste Möglichkeit, dass ich an einem Ort länger bleiben und somit in die Gesellschaft besser integriert sein konnte. Dadurch konnte ich die Leute im Land und ihre Kultur besser kennenlernen.

TL: *Fiel dir die Entscheidung schwer?*

Julia: Für mich persönlich nicht, da es schon lange mein Plan war. Ich war froh, als ich das Abitur hatte und endlich ins Ausland konnte. Ich war fokussiert auf das Ausland, eine neue Sprache zu lernen und andere Gewohnheiten zu erleben. Israel kam dann infrage, da ich durch die ZWST und den DIFD eine gute Möglichkeit erhielt.

TL: *Wie reagierten deine Familie und Freunde?*

Julia: Meine Familie war froh, dass ich nach Israel, sozusagen in ein bekanntes Land, gehen konnte. Ich habe übrigens dort entfernte Familienangehörige. Gleichzeitig hört man von negativen Berichten in den Medien. Deswegen waren meine Eltern ein bisschen beängstigt. Letztendlich waren sie froh, dass ich eine Organisation gefunden hatte, die mich in den organisatorischen Fragen unterstützt hat. Meine Freunde reagierten unterschiedlich, je nachdem, wie viel Bezug sie zum Land Israel hatten. Verallgemeinert gesagt, waren die jüdischen Freunde gelassener und die deutschen Freunde schockierter.

TL: *Was hattest du dir im Vorfeld von einem Jahr in Israel versprochen?*

Julia: Ich habe mir vor allem durch die neuen Erfahrungen eine Weiterentwicklung meiner Persönlichkeit versprochen. Vor allem, da gerade die Volljährigkeit, also mit 18 Jahren, ein prägendes Alter ist. Ich wollte in einer sozialen Einrichtung arbeiten und Freundschaften in Israel knüpfen. Daneben wollte ich ein neues Land erkunden, den Strand besuchen, neue Städte bereisen, die Natur genießen.

TL: *Welche besonderen Vorbereitungen muss eine 18-Jährige vor der Reise nach Israel treffen?*

Julia: Meiner Meinung nach nicht so viele. Bei einer organisierten Reise muss man sich an die Vorgaben der Organisation halten und die benötigten Anträge rechtzeitig zuschicken. Ansonsten muss man dann den Koffer selber packen und sich über das Land informieren. Das ist für eine kurze Reise wichtig und für einen einjährigen Aufenthalt ähnlich.

TL: *Nach dem Flug steigst du dann im Flughafen Tel-Aviv aus und schaust dich um. Was waren deine ersten Gedanken auf dem Boden im Heiligen Land?*

Julia: Ich war gespannt und nervös, wie die ersten Tage werden. Und ich glaube, es war sehr heiß, es war Ende August.

TL: *Wie wurdest du von den Leuten dort empfangen?*

Julia: Wir sind zuerst nach Haifa zu einem Seminar für alle Freiwilligen ge-

fahren. Wir waren vorerst für drei Tage mit Gleichaltrigen in einer deutschen Umgebung. Wir konnten dadurch ein Netzwerk zwischen den Volontären bilden, was hilfreich für Besuche war, um Situationen zu vergleichen oder sich gegenseitig zu besuchen. Wir wussten dann, wer in welcher Stadt war, und wir konnten uns so bei Problemen aller Art gut beraten und unterstützen.

Der Empfang in meiner Einrichtung, im Maon Ruhama, war zwar chaotisch, die Menschen mit Behinderung und die Mitarbeiter haben sich allerdings sehr über unsere Ankunft gefreut. In den ersten Arbeitstagen haben viele Mitarbeiter mir geholfen, die Sprache zu lernen und den Arbeitsablauf zu verstehen, denn ich hatte vor der Reise keinerlei Hebräischkenntnisse.

TL: *Wen hast du dort im Laufe des Jahres kennengelernt? Wie würdest du deine sozialen Kontakte beschreiben?*

Julia: Ich war vor allem durch die Arbeit sehr viel mit den Mitarbeitern im Kontakt. Da ich in einer großen Einrichtung gearbeitet habe, hatte ich viele Personen, an die ich mich wenden konnte. Dabei bin ich froh, dass ich viele Menschen aus unterschiedlichen Ländern kennenlernen durfte, wie z. B. äthiopische Juden, Juden aus Russland, aus dem Irak oder Muslime.

TL: *Während des Projektes übernehmen die Jugendlichen verschiedene Aufgaben. Wo konntest du dich einbringen?*

Julia: Meine Einrichtung war ein Zuhause für Menschen mit psychischen und physischen Beeinträchtigungen. Ich habe vor allem Menschen im Rollstuhl Abwechslung in ihren Alltag gebracht, indem ich

auf dem Gelände mit ihnen spazieren war und ihnen so individuelle Aufmerksamkeit geschenkt habe. Und das ist zusätzlich zu der pflegerischen Arbeit, die die Mitarbeiter sehr gut durchführten.

TL: *Wie würdest du einen gewöhnlichen Arbeitstag beschreiben?*

Julia: Meine Arbeitszeit begann um 7 Uhr morgens. Dafür war ich schon um 13.30 Uhr fertig. Dazwischen gab es eine Frühstückspause und danach ein Mittagessen in der Einrichtung. Ca. ein- bis zweimal im Monat haben wir auch nachmittags bei bestimmten Feierlichkeiten mitgeholfen. Gewöhnlich konnte ich meine Freizeit so nutzen, wie ich wollte. Ich verbrachte meine Freizeit mal in unserem Haus für die Freiwilligen, mal am Strand. Ab und zu besuchte ich Freunde und Familienangehörige.

TL: *Welche kuriosen Situationen hast du meistern müssen?*

Julia: Am Anfang war natürlich alles schwerer, da ich die Sprache nicht verstanden habe. So entstanden manchmal Missverständnisse, z. B. auf der Arbeit. Mit der Zeit lernte ich Hebräisch und die Arbeit besser kennen. Die Missverständnisse verschwanden allmählich. Man musste sich daran gewöhnen, dass man vor Schabbat alles organisieren musste, da es keine öffentlichen Verkehrsmittel gibt. Es kann immer wieder mit den Menschen in der Einrichtung zu ungewöhnlichen Situationen kommen, was aber dazugehört.

TL: *Wie war die Stimmung in der Gruppe der Freiwilligen?*

Julia: Die Stimmung war gut. Man hatte mit einigen Leuten mehr, mit anderen



Tatjana Lodermeier mit Julia (rechts) in der Würzburger Gemeinde.



Julia in Israel

weniger Kontakt, was aber normal ist. In meiner Einrichtung arbeiteten vier andere Freiwillige aus Deutschland. Und auch die Seminare, die wir alle drei bis vier Monate hatten, liefen auf Deutsch. Deswegen konnte ich vor allem die Jugendlichen aus Deutschland.

TL: Ein Jahr geht schnell vorbei. Welche Gedanken hattest du in den letzten Tagen deines Aufenthaltes?

Julia: Dass es schnell vorbeigegangen ist. Dass ich meinen Alltag, den ich dort hatte,

vermissen werde. Vor allem auch die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe.

TL: Und nach diesem Jahr, wieder zurück in der Heimat. Was hat sich für dich erfüllt?

Julia: Meine Persönlichkeit hat sich sehr entwickelt. Ich bin selbstständiger geworden. Ich habe Erfahrungen in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung sammeln können. Davor hatte ich keinerlei Berührungspunkte. Bevor ich nach Israel kam, kannte ich das Land wenig, die Sprache

gar nicht. Jetzt bin ich zurück und behaupte, ich habe viel vom Land gesehen. Ich kann von Ort zu Ort allein umherkommen und auch finden, was ich brauche. Außerdem kann ich mich mit Menschen, die nur Hebräisch sprechen, verständigen.

TL: Was würdest du Jugendlichen hier raten, die eventuell mit dem Gedanken spielen, den Freiwilligendienst in Israel zu verbringen?

Julia: Ich kann es basierend auf meinen Erfahrungen nur empfehlen. Man muss sich aber klar sein, dass es unterschiedliche Einrichtungen gibt, die unterschiedliche Konditionen haben. Mein beschriebener Arbeitsalltag kann sich von den anderen sehr stark unterscheiden. Letztendlich ist es nach meiner Meinung die Einstellung, die entscheidend ist. Die Zeit im Ausland wird gut, wenn man sich mit den gegebenen Verhältnissen arrangiert.

TL: Und deine nächste Reise nach Israel? Wann findet sie statt?

Julia: Fünf Monate nach meinem Aufenthalt war ich schon wieder in Israel. Das war im Januar 2019. Ich möchte bei Gelegenheit noch mal hin. Aktuell vor allem, um die Menschen in meiner Einrichtung zu besuchen und mein Hebräisch zu verbessern.

Tatjana Lodermeier

BUCHBESPRECHUNGEN

Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters

„Der von mir meistgeliebte Mensch ist ein Enigma“, schreibt der 1986 in Kiew geborene Dmitrij Kapitelman über seinen Vater und fährt fort: „Es ist sehr schwer, einem Enigma wirklich nahezukommen. Vielleicht ist mein Vater einfach ein irreführender und widersprüchlicher Charakter, der auch unter anderen Umständen nirgends dazugehören würde. Oder er ist unsichtbar geworden, weil das Leben als Jude in der Ukraine und im Ostdeutschland der Neonazis ganz viel von ihm ausgelöscht hat.“

Um diesem Geheimnis näher zu kommen, fährt der Ich-Erzähler mit seinem Vater nach Israel. Dort sind frühere Freunde aus Kiew mit ihren Familien und eben vorwiegend Juden. Wie schon die Entscheidung des Vaters zur Reise recht unklar bleibt, so auch sein Verhalten dort. Ja, das Lächeln des Vaters kommt zurück, aber es wird nicht von Dauer sein. Die gemeinsame Reise wird für den Sohn und sein Verständnis, wohin er gehört, wichtiger werden als für den Vater. Der Sohn



freundet sich mit israelischen und palästinensischen Gleichaltrigen an, eine Liebesgeschichte bahnt sich an.

Aber die Freunde und das, was er mit ihnen teilen kann, sind in Deutschland, auch die Sprache und die gesellschaftlichen Regeln kennt er dort. Das ist Heimat. Das Genre des Buches ist nicht bezeichnet. Es ist ganz nah am Erlebten, enthält wunderbar skurrile Dialoge mit dem Vater, die so ausgetauscht worden sein können oder auch nicht. Das ist nicht wirklich wichtig. Deutlich wird, dass der Mensch einen Platz braucht, dem er zugehört, dass er sein Lächeln verliert, wenn er die Regeln nicht kennt, die in der Gesellschaft gelten, in der er leben muss. Das Buch liest sich ganz leicht, manchmal ist die Sprache zu leicht, gerade am Anfang, bewusst oder unbewusst. Ob Dmitrij Kapitelman es auch heute noch so schreiben würde?

Angela Genger

Dmitrij Kapitelman: *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters*, 286 S., Hanser Berlin Verlag, München, 2016, www.hanser-literaturverlage.de.

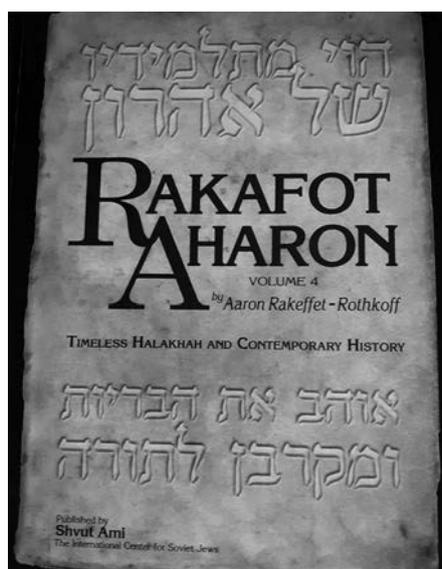
Aharons Alpenveilchen

Bis jetzt hat Rabbiner Dr. Rakeffet-Rothkoff vier Varia-Bände veröffentlicht. Diesen englischsprachigen Büchern hat der Autor einen hebräischen Titel gegeben: „Rakafot Aharon“, Aharons Alpenveilchen. Was hat es mit den schönen Blumen im Titel auf sich? Nach einem alten Brauch jüdischer Autoren hat Dr. Rakeffet für seine Buchreihe einen Titel gewählt, der auf seinen Namen hinweist. Der vierte Band, dieses Jahr erschienen, soll an dieser Stelle angezeigt werden, damit interessierte Leser von seiner Existenz erfahren.

Zuvor jedoch einige Bemerkungen über Leben und Werk des Verfassers. Rakeffet-Rothkoff, Jahrgang 1937, lehrt schon seit mehr als einem halben Jahrhundert Tora und Tora-Geschichte. In einer 2011 publizierten Autobiographie, „From Washington Avenue to Washington Street“, beschrieb er seinen Lebensweg, der ihn 1969 von Amerika ins Heilige Land führte. Diese Memoiren vermitteln einen Eindruck von der amerikanisch-jüdischen Welt, in der er aufgewachsen ist, von seinem Berufsleben in Israel und auch von seiner Beteiligung an Bemühungen um eine geistige Erneuerung des russischen Judentums.

Veröffentlicht hat der ausgebildete Historiker Rakeffet-Rothkoff materialreiche Monographien über Rabbiner Dr. Dov Bernard Revel, über Rabbiner Elieser Silver und seine Generation sowie über seinen verehrten Lehrer Rabbiner Dr. Joseph B. Soloveitchik. Zu seinem Werk zählen neben den schriftlichen Arbeiten zahlreiche Lehrvorträge (Schiurim), die man jederzeit im Internet hören kann.

Wenden wir uns nun der Neuerscheinung zu, die eine klare Gliederung aufweist.



Im ersten Teil des Buches geht es um religionsgesetzliche Fragen, genauer gesagt um Hilchot Kidduschin, d.h. um halachische Probleme, die mit der Schließung einer jüdischen Ehe zusammenhängen. Zu allen Zeiten gab es in diesem Bereich schwierige und sogar bizarre Fälle, die von den halachischen Autoritäten diskutiert werden mussten. Durch die Response-Literatur sind uns viele wichtige Diskussionsbeiträge erhalten geblieben. Rakeffet-Rothkoff schildert in seinen Schiurim, die einer seiner Schüler leserefreundlich überarbeitet hat, welche Regeln sich in der Praxis durchgesetzt haben, z.B. in der Zeit, als die Zivilehe in Europa eingeführt wurde.

Im zweiten Teil des Buches erzählt Rakeffet-Rothkoff von nicht ungefährlichen Unternehmungen, die in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts manchen Juden in der Sowjetunion dabei halfen, das dort jahrzehntelang unterdrückte

Judentum wieder näher kennenzulernen. Eine Reihe farbiger Fotos illustrieren das Gesagte. Erwähnenswert ist, dass das Buch „Rakafot Aharon“ von der Organisation „Shvut Ami – The International Center for Soviet Jews“ vertrieben wird (office@ShvutAmi.org).

Es folgen im nächsten Abschnitt Gelegenheitsarbeiten, die der Verfasser mit Recht für immer noch lesenswert hält. Gleich mehrere Artikel behandeln das Leben von Rabbiner J. B. Soloveitchik; die Leser erfahren u.a., was die Hinwendung des Meisters zum religiösen Zionismus bewirkt hat und wie sein Verhältnis zu Rabbiner Menachem Mendel Schneerson, dem Lubavitcher Rebben, beschaffen war. Abgedruckt sind auch einige informative Buchbesprechungen, z. B. über eine mehrbändige Biografie des umstrittenen Rabbiners Meir Kahane.

Der letzte Teil des Buches enthält einige Dokumente und Bilder, die wohl für Spezialisten gedacht sind. Es handelt sich um Parerga (kleine Schriften) zu früheren Publikationen. Rakeffet-Rothkoff ist stolz darauf, dass es ihm gelungen ist, die Namen aller 29 Schüler herauszufinden, die auf einem Klassenfoto aus dem Jahre 1960 Rabbiner Soloveitchik zuhören.

Zwei Indices und zwei Quellenverzeichnisse runden den lehrreichen Band ab. Rakeffet-Rothkoff verdanken wir wertvolle Einblicke in die verzweigte Geschichte der modernen Orthodoxie. Sein jüngstes Buch verdient Beachtung, nicht nur im Kreis seiner vielen Schüler.

Yizhak Ahren

Aaron Rakeffet-Rothkoff: Rakafot Aharon Volume 4, 344 S., Timeless Halakhah and Contemporary History, Jerusalem 2019.

Gershom Scholem – Poetika

Der berühmte Jerusalemer Kabbala-Forscher Gershom Gerhard Scholem (1897–1982) war ein ungemein produktiver Autor. Er hat eine beeindruckende Menge wissenschaftlicher Arbeiten sowie zwei Biografien veröffentlicht und in seinem Nachlass fand sich so viel Material, dass tüchtige Herausgeber bereits mehrere weitere Bände, Tagebücher, Briefwechsel und Vorlesungen publizieren konnten.

In der hier vorzustellenden Neuerscheinung geht es um den literarischen Scholem. Sie will den Lesern einen kaum bekannten Scholem vorstellen und der Wissenschaft einen bisher noch nicht vollständig erschlossenen Arbeitskomplex aufzeigen. Da es sich nicht um eine historisch-kritische Ausgabe handelt, wurde

keine Vollständigkeit angestrebt. Die vier Herausgeber haben sich in einem mehrjährigen Editionsprozess für die Aufnahme von insgesamt 119 Texten entschieden, von denen 44 bisher nicht publiziert waren. Die ausgewählten Texte hat man nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet und sechs Abteilungen gebildet. Die Einleitungen und die Anmerkungen sind sehr hilfreich.

In der ersten Abteilung findet man Scholems Übersetzungen einer Reihe von Klagegedichten aus dem Hebräischen ins Deutsche. Mit klassischen Klage-Texten hat Scholem sich von 1917 bis 1919 intensiv beschäftigt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er in einem tiefschürfenden Essay zusammengefasst.

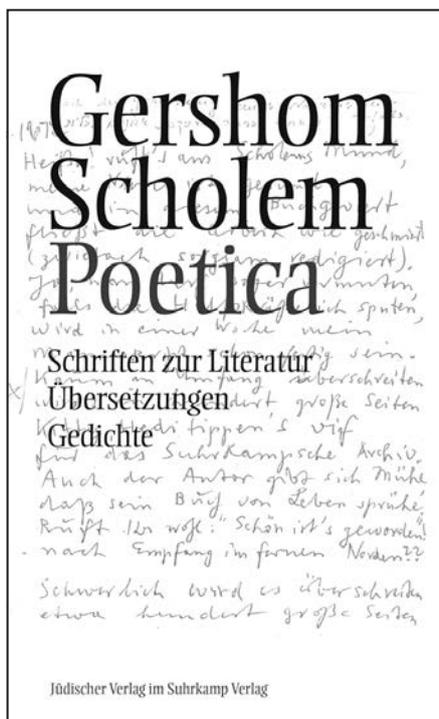
Die zweite Abteilung versammelt neun Übersetzungen jüdisch-religiöser Texte. Als Beispiele seien genannt das „Moas Zur“-Lied, das am Chanukka nach dem Lichterzünden gesungen wird, und die aus der Synagoge wohlbekannte Hymne „Adon olam“. Auch hat Scholem zwei Dutzend Psalmen ins Deutsche übertragen; es dürfte sich lohnen, seine Verdeutschungen mit anderen Übersetzungen zu vergleichen.

Der nächste Abschnitt, „Sprach- und Übersetzungstheoretisches“ überschrieben, enthält 17 Beiträge, die an dieser Stelle nicht zu referieren sind. Erwähnt sei nur, dass man in einem bisher unveröffentlichten Artikel Scholems Übertragung eines aramäischen Schabbat-Liedes des

Kabbalisten Rabbi Yizhak Luria findet. Im vierten Teil sind Übersetzungen zusammengestellt worden, die Scholem wenige Jahren nach den Ersten Weltkrieg angefertigt hat. Verdeutsch hat er Chajim Nachman Bialiks vieldiskutierten Essay „Halacha und Aggada“ sowie ein Gedicht dieses Lyrikers und vier Erzählungen aus der Feder von Samuel J. Agnon, der Jahrzehnte später den Nobelpreis für Literatur erhielt. Agnon und Scholem waren befreundet. Einige Aufsätze, die der Religionshistoriker im Laufe der Jahre über den Schriftsteller und seine Werke schrieb, haben die Herausgeber von „Poetica“ nun zusammengestellt.

Der Titel der fünften Abteilung lautet: „Literatur und Kritik“. Wer hätte erwartet, dass der Kabbala-Forscher ein „Loblied auf den Detektivroman“ anstimmt? Scholems Urteil über einen Autor oder ein literarisches Werk ist mitunter sehr scharf. Den Publizisten Kurt Tucholsky bezeichnet er als einen jüdischen Antisemiten. Der Roman „Portnoys Beschwerden“ des amerikanischen Schriftstellers Philip Roth ist in Scholems Augen ein ekelhaftes Buch, das antisemitische Vorurteile bestärken kann.

Im sechsten und letzten Teil des Buches kann der Leser Scholems Lyrik kennen-



lernen. Abgedruckt sind 58 Gedichte, die der Kabbala-Forscher zwischen 1914 und 1974 verfasst hat. In ihrer Vorbemerkung stellen die Herausgeber fest: „Die meisten Gedichte Scholems waren Texte zur Selbstverständigung, zur Durcharbeitung

von für ihn existentiellen Themen im Medium dichterischer Zwiesprache. Er verband damit keinen Dichtungs-Anspruch; nur sechs seiner Gedichte veröffentlichte er selbst.“ Originell erscheint mir ein Reimwerk aus dem Jahre 1916: „Nachträgliches zum Golem“. Scholem hatte Gustav Meyrinks Roman „Der Golem“ gelesen und schrieb dann eine äußerst kritische Rezension in Gedichtform. Das vorliegende heterogene Buch wird nach meiner Einschätzung kaum jemand von A bis Z studieren. Aber jeder Leser, der sich für Judaica und Poetica interessiert, wird ohne Zweifel sogar mehrere Texte entdecken, die für ihn lehrreich oder unterhaltsam sind. Goethe lässt einen Theaterdirektor in seinem „Faust“ sagen: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“ Diesen Spruch kann man auf den sorgfältig edierten Scholem-Sammelband übertragen. *Yizhak Ahren*

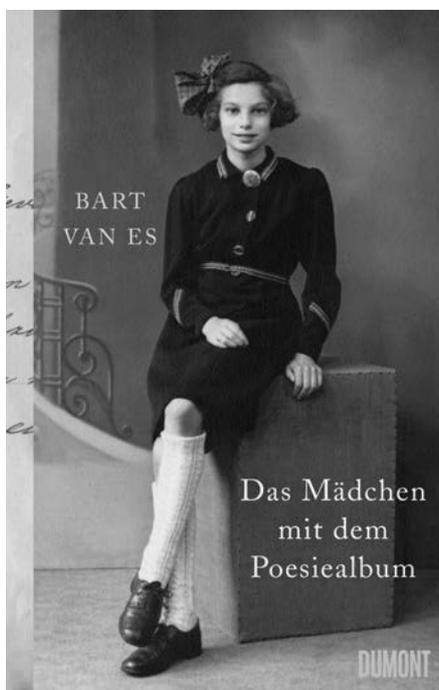
Gershom Scholem: Poetica – Schriften zur Literatur, Übersetzungen, Gedichte. Herausgegeben und kommentiert von Herbert Kopp-Oberstebrink, Hannah Markus, Martin Tremel und Sigrid Weigel unter Mitarbeit von Theresia Heuer, 783 S., Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Berlin, 2019. www.suhrkamp.de.

Das Mädchen mit dem Poesiealbum

Im Mai 1940, als die deutsche Wehrmacht die Niederlande überfällt und besetzt, ist Hesselina de Jong, Lien genannt, 8 Jahre alt. In diesem Jahr hat sie ein Poesiealbum geschenkt bekommen, in das die Familienangehörigen und die Freundinnen aus Den Haag Gedichte und Sprüche schreiben, dekoriert mit Glanzbildchen oder illustriert mit selbst gemalten kleinen Bildern. Bis zum Herbst 1942 gehen diese Eintragungen. Dann brechen sie ab. Die meisten Erwachsenen und Kinder, die in dieses Poesiealbum schreiben, werden den Holocaust nicht überleben.

Der Autor des im Original 2018 in englischer Sprache erschienenen Buches erzählt auf 315 Seiten die Geschichte mehrfacher Begegnungen mit der Hauptperson dieses Buches in den Jahren 2014 und 2015, er sucht die Orte der Ereignisse auf, ebenso die einschlägigen Archive. Auf gut lesbare Weise können wir seinen Recherchen folgen, und obwohl es viele Geschichten von Überlebenden gibt, erschüttert auch diese von Lien de Jong. Im August 1942 wird Lien aus ihrer Familie abgeholt und nach Dordrecht zu Henk und Jans van Es gebracht, die sie künftig „Onkel“ und „Tante“ nennen soll.

Auf dem Weg nach Dordrecht wird ihr erklärt, dass sie zukünftig nicht mehr von



ihren Eltern und ihrer Familie sprechen darf, sondern als Grund ihres Aufenthaltes bei den van Es die Ausbombung ihrer Wohnung in Rotterdam angeben soll. Rotterdam war am 14. Mai 1940 von der deutschen Luftwaffe in Schutt und Asche gelegt worden. Die strenge Dame, die ihr diese Anweisung gibt, ist Took

Heroma, die, wie ihr Mann Jan, ein Arzt, eine wichtige Rolle im sozialdemokratischen Widerstand spielt. Ebenso der „Onkel“ Henk van Es. Er ist Maschinenschlosser und, nach dem Tod der ersten Frau, mit der er zwei Kinder hat, zum zweiten Mal verheiratet mit Jans, mit der er die kleine Marianne bekommen hat. Henk van Es gehört auch zum Widerstand, begünstigt durch seinen Beruf, der ihn in verschiedene Fabriken im ganzen Land bringt. Lien wird in Dordrecht zur Schule gehen und wie ein viertes Kind angenommen. Bis Henk van Es im Frühjahr 1943 von der Polizei festgenommen und ins KZ Vught bei s' Hertogenbosch gebracht wird. Gerade rechtzeitig wird Lien zu einer Nachbarin laufen können. Von dort geht es über verschiedene Stationen nach IJsselmonde, wo Lien isoliert von der Außenwelt in einer Familie mit sechs Kindern und einem jungen Mann von 18 Jahren lebt.

Allmählich verstummt das Mädchen, erst recht als der nächste jähe Aufbruch gefordert ist: Jo, der 18-Jährige, flieht mit ihr aus dem Haus in eine schmutzige Unterkunft, in der sie sich nicht rühren darf. Die nächste Station für Lien ist bei der protestantischen Familie van Laar in Bennekom. Dort fühlt sich das Mädchen nicht wohl, erfährt sie zwar Schutz, aber

keinerlei Wärme und Zuwendung. Es wird noch schlimmer kommen. Als die Familie im Herbst 1944 zum Bruder des Pflegevaters flieht, weil die Kämpfe zwischen den deutschen Truppenverbänden und den Alliierten näher an Bennekom heranrücken, wird dieser sie immer, wenn sie allein mit ihm im Hause zurückbleiben muss, sexuell missbrauchen. Nach dem langen Hungerwinter 1944/45 werden die Niederlande im April 1945 endgültig befreit. Zu diesem Zeitpunkt sind Liens Eltern längst in Auschwitz ermordet worden. Ihre Mutter Catherine de Jong-Spiero am 9. November 1942, ihr Vater Charles de Jong am 4. Februar 1943. Von ihren Verwandten leben noch eine Tante und ein Onkel und ein jüngerer Cousin. Weder der Onkel noch die Tante sind in der Lage, sie aufzunehmen. Sie bleibt zunächst bei der Familie van Laar. Und dorthin kommt auch der Bruder des Hausherrn, holt sie ab und der Missbrauch geht weiter. Im September 1945 kommt Took

Heroma wieder, um ihr nahezulegen, weiter in Bennekom zu bleiben. Nein, sie möchte wieder zurück nach Dordrecht zur Familie van Es. Diese kann sie zunächst nicht aufnehmen, willigt aber schließlich ein. Das Mädchen, das zu ihnen zurückkehrt, ist ein völlig anderes als das kleine Mädchen, das sie im Sommer 1942 aufnahmen. Zwar beendet sie die Schule, sie wird Mitglied der sozialdemokratischen Arbeiterjugend und beginnt mit 17 Jahren eine Ausbildung zur sozialpädagogischen Pflegekraft. Sie funktioniert, nimmt 1953 eine Arbeit auf und heiratet 1959. Mit ihrem Mann, der mit seiner Familie versteckt überlebt hat, und ihren drei Kindern lebt sie in Eindhoven. Dann brechen alte Wunden auf, die in einem Suizidversuch gipfeln. 1980 trennt sich Lien von ihrem Mann. Sie fängt noch einmal ganz von vorn an, beruflich und privat.

Ihr Pflegevater Henk van Es stirbt 1980. Schon in der Todesanzeige und bei der Beerdigung wird Lien nicht als Familien-

mitglied einbezogen, ihre Pflegemutter bricht endgültig mit ihr, wie es scheint, aus nichtigem Anlass. Darum war Liens Geschichte nie Teil der Familienerzählung der van Es gewesen, was den in England aufgewachsenen und als Professor für Literatur lehrenden Bart van Es neugierig machte und zu seiner Spurensuche und Recherche veranlasste.

Die Geschichte der versteckten Lien de Jong ist nicht eine wie jede andere: Zum Trauma des versteckten Kindes kommt das Trauma des missbrauchten Kindes. Als Leser hält man diese Erzählung aus, weil wir am Anfang des Buches die alte Lien de Jong kennenlernen, eine selbstbewusste und klare Frau, die schlussendlich ihr Leben gemeistert hat.

Angela Genger

Bart van Es: Das Mädchen mit dem Poesiealbum, 320 Seiten, Dumont Verlag, Köln, 2019, www.dumont-buchverlag.de.

Verfahren eingestellt

Vielleicht liegt es an der Stadt Triest mit ihrer multikulturellen Geschichte, dass jemand auf eine solche Idee kommt: Waffen zu sammeln in der Absicht, sie in einem Museum außer Kraft zu setzen. Diego de Henriquez war von dieser Idee besessen. Er lebte von 1909 bis 1974 in Triest, der Stadt, die auf Grund ihrer geographischen Lage immer wieder von verschiedenen Interessenskonflikten heimgesucht wurde. Das Museum gibt es seit 2014 tatsächlich. Es heißt „Museo della guerra per la pace“, will also ein Museum für den Frieden sein. Sein ganzes Leben über sammelte Diego de Henriquez Waffen jeder Art und alles, was mit Krieg zu tun hat.

Dieser Mann diente Claudio Magris für seinen Roman „Verfahren eingestellt“ als Vorlage für eine schillernde, leicht verklärte Romanfigur, deren Sammlertätigkeit sich von Panzern und Unterseebooten, von Gewehren und Uniformen bis zu Filmen, Plakaten und zahllosen Schriftstücken erstreckte. Dabei wächst dem Sammler die Fülle des Materials über den Kopf, was sich in seinen Notizen niederschlägt. Konflikte während der Kolonialzeit und der Rückblick auf das eigene Leben im Triest des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts werden in die Schilderungen einbezogen, wobei immer wieder der „üble Geruch der Geschichte“ beschrieben wird, der sich bei Gewaltanwendung entwickelt.

Das Konzept für sein Museum hat „Er“, wie der Mann im Roman genannt wird, schon im Kopf, notiert auf Zetteln, auf de-



nen er den Platz eines jeden Sammelstücks in den Räumen des zukünftigen Museums reflektiert. Auf unerklärliche Weise findet „Er“ den Tod inmitten seiner Sammlung, die in Brand gerät. Es bleibt offen, ob der Brand gelegt oder zufällig ausgebrochen ist. Verschwunden sind nach dem Brand seine wichtigsten Aufzeichnungen: Abschriften aus den Todeszellen im Konzentrationslager von Triest, genannt „Risiera“.

Die „Risiera“ war, bevor sie zum einzigen Konzentrationslager Italiens mit einem

Krematorium umfunktioniert wurde, eine Reismühle im Stadtviertel San Sabba. Der vom Krematorium ausgehende Geruch wurde von der Stadtbevölkerung wahrgenommen, aber unterschiedlich gedeutet. Als „Er“ wahrnimmt, was es mit dem Geruch auf sich hat, verbringt er die meiste Zeit in dem nach dem Krieg leerstehenden Konzentrationslager, wo sehr bald die Wände übertüncht werden. „Ich habe die Wandkritzeleien genau untersucht, die von jüdischen und nichtjüdischen Gefangenen in der Risiera di San Sabba angebracht wurden, wo viele von ihnen getötet und andere zur Vernichtung nach Auschwitz expediert wurden.“

Über diese verloren gegangenen Notizen wird die Geschichte des Sammlers verknüpft mit der ebenfalls erfundenen Romanfigur Luisa Brooks, deren Vater ein amerikanischer Sergeant war. Er war von der amerikanischen Militärregierung mit der Beaufsichtigung des Hafens beauftragt, was für den Schwarzamerikaner kreolischer Herkunft eine Auszeichnung war. Die Mutter von Luisa hat den Holocaust nur deshalb überlebt, weil sie als Kind bei Christen versteckt wurde. Sie leidet unter der Last der Erinnerung und ist für die Tochter oft nicht ansprechbar. Luisa hat viel zu tun. Sie soll den Nachlass des exzessiven Sammlers für das von der Stadt geplante Museum in einen sinnvollen Zusammenhang bringen. Bei der Lektüre der vielen unübersichtlichen Zettel, die „Er“ hinterlassen hat, wird ihr die Geschichte ihrer Eltern immer be-

wusster. Sie setzt sich mit den Traumata ihrer Eltern, Kolonialgeschichte seitens des Vaters und Verfolgung im Holocaust seitens der Mutter, auseinander und wird sich dabei ihrer eigenen Herkunft sicherer.

Die Verknüpfung beider Handlungsstränge ist einerseits spannend, andererseits wird Luisas Geschichte dominiert von den ausufernden Schilderungen, die sich dem Erzähler bei jedem neuen Fundstück

aufzudrängen scheinen. Die vielen Assoziationen lassen den Text erzählerisch ausufern.

Als letzten Grund für die Solidarisierung mit dem Nationalsozialismus entlarvt Magris in diesem Buch die Vorurteile in der Bevölkerung gegenüber den Juden. Auch die Verdrängung der Schuldfrage in Bezug auf den Holocaust seitens vieler Bürger von Triest nach dem Krieg kritisiert er heftig. Dass ein Schriftsteller wie

Magris in der Vielvölkerstadt Triest den „Schmelztiegel als einzige Identität und mögliche Wahrheit“ des Menschseins beschreibt, ist beeindruckend nachvollziehbar. Wer die Stadt Triest besser verstehen lernen möchte, wird an der Lektüre dieses Buches Gewinn haben.

Priska Tschan-Wiegelmann

Claudio Magris: Verfahren eingestellt, 395 S., dtv, München 2019, www.dtv.de.

Monster

Der Brief an den Direktor der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als „offizieller Gesandter der Erinnerung“ solle ein Bericht seines Abgesandten sein. Ein solcher Abgesandter sei er aus pragmatischen Gründen geworden.

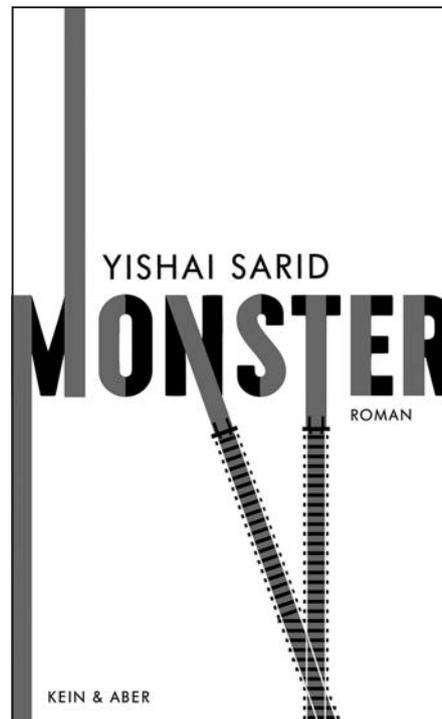
Sein Berufsziel nach dem Militärdienst sei die diplomatische Laufbahn gewesen, und die schriftliche Prüfung habe er bestanden, nicht aber die sozialen Workshops und listigen Spielen.

Das Studium der Geschichte absolvierte er ruhig und gefördert vom Dekan der Fakultät, der ihn allerdings wissen ließ, dass für die Dissertation nur Holocauststudien infrage kamen, obwohl er sich „statt der Katastrophen seines Volkes“ lieber dem Mittelalter zugewandt hätte. Thema seiner Dissertation war eine vergleichende Studie zu den Arbeitsmethoden deutscher Vernichtungslager im Zweiten Weltkrieg, die der Briefschreiber im Laufe des Berichts immer wieder detailverliebt darstellen wird. Aus finanziellen Gründen, er hatte geheiratet und ein Kind war unterwegs, begann er auch als Guide in Yad Vashem zu arbeiten.

In dieser Arbeit glänzt er durch Wissen, wengleich es ihm nach Ansicht des Direktors an „Gefühl und Opferbezug“ mangelte. Dann wurde er als Guide für die Reisen von Schülern und jungen Soldaten aus Israel zu den verschiedenen Erinnerungsorten der Vernichtung in Polen zugelassen.

Für diese Gruppenreisen hatten die Jugendlichen gewisse Rituale entwickelt: sie schwenkten die israelische Fahne oder hüllten sich in ihr ein, sangen vor den Gaskammern die Hatikwa, sagten das Kadisch vor den Erdhügeln und zündeten Gedenklichter an. Ansonsten aber gelang es kaum, die Jugendlichen zu erreichen.

Um unangemessene Äußerungen und Verhalten sollten sich seines Erachtens die Begleiter kümmern. Von seiner kleinen Familie oft lange getrennt, begann



der Berichtstatter zu trinken, sich zu vernachlässigen. Manchmal stellte sich ein Druck auf der Brust ein. Nach und nach verlor er die Distanz, er wollte, dass die Jugendlichen Hass und Bosheit und Ökonomie als vorherrschende Regeln der Verfolger erkennen. Das aber verstörte die Jugendlichen nur. Statt der deutschen Herrscher lehnten sie die Polen ab.

Also führte er eine Begegnung mit einer polnischen Retterin ein. Körperliche Symptome wie Schwindel traten auf, er hörte Stimmen und sah Todesszenen vor sich. Obwohl in Yad Vashem die Drucklegung seiner Dissertation voranzutreiben war und sein kleiner Sohn ihn brauchte, nahm er sich in Warschau eine kleine Wohnung. Eine Autofahrt zu Ausgrabungen am Ort des früheren Tötungsortes Sobibor wurde zu einer Irrfahrt, Ausdruck des Sich-Verlierens. Dem stellt der Briefschreiber die Ordnung des geschichtlichen Wissens entgegen.

Zum Beispiel die Fotos aus den verschiedenen Vernichtungsorten, auf denen die

Häftlinge von hinten oder verschwommen, die Täter klar und deutlich zu erkennen sind. Einmal zeigte er ein bearbeitetes Foto einer Wachmannschaft ohne die Uniformkennzeichen, und die Jugendlichen reagieren positiv auf die abgebildeten Männer. Seine Probleme mit Gruppen wurden immer größer, je näher er den Jugendlichen das Thema zu bringen versuchte. Nicht nur durch die Kraft des Faktischen, sondern auch in der Konsequenz für jeden Einzelnen. Gleichzeitig vernachlässigte sich der Guide immer mehr.

Nach einem Zwischenfall übernimmt der Berichtstatter vorwiegend Erwachsenengruppen, berät schließlich eine Computerfirma und eine Vorbereitungsgruppe für eine Regierungsveranstaltung, deren Federführung beim Verteidigungsministerium lag, und schließlich begleitet er einen deutschen Regisseur und sein Filmteam. Dabei kam es zu einem Vorfall, der Anlass dieses Berichts wurde.

Der Berichtstatter wird dem Leser alles andere als sympathisch, weder seine Selbst- noch seine Fremdeinschätzungen. Aber auch die Erinnerungsrituale an den Orten der Menschheitsverbrechen am jüdischen Volk scheinen unangemessen, ja, zum Teil völlig absurd. Geschichte wird auch hier instrumentalisiert. Das Faktische, ernst genommen, hätte immer noch eine zerstörerische Kraft. Dass wir als Leser zu diesem Schluss kommen können, erreicht der Verfasser Yishai Sarid, 1965 in Tel Aviv geboren, in diesem kleinen Buch. Es entwickelt in der stilistischen Form des persönlichen Berichts eine Wucht, die den Leser umzuwerfen vermag, aber nicht muss. Weil der Protagonist überhaupt nicht zur Identifikation einlädt, kann man sich das, was er erkennt und erfährt, vom Halse halten. Gleichzeitig wird klar: Erinnern an die Verbrechen der Schoa verändert uns, wenn wir es zulassen. *Angela Genger*

Yishai Sarid: Monster, 176 S., Kein & Aber Verlag, Zürich-Berlin, 2019, www.keinundaber.ch.

Механика чуда

Что такое чудо?

Чудо – это событие, которое не связано причинно-следственной связью с предыдущими событиями. Иначе говоря, человек не в состоянии понять, как то, что произошло, происходит из известных ему предпосылок. Ведь любая наука – и не только наука о природе – есть не что иное, как поиск причинно-следственных связей между событиями. И если такая связь не обнаруживается, мы говорим о чуде. Поэтому первая и самая естественная реакция человека на непонятное событие – попытка его понять. Когда Моше, находясь в пустыне, где он пас овец своего тестя, вдруг видит терновый куст, который горит и не сгорает, он отнюдь не падает ниц перед небывалым явлением. Наоборот, его реакция самая обыкновенная: «Пойду посмотрю на это великое (читай: удивительное) явление, отчего не сгорает терновый куст?» (Исход 3,3) И лишь прямое вмешательство Всевышнего останавливает его перед дальнейшими экспериментами и попытками объяснить непонятное. В этом свойстве характера человека и следует искать объяснение тому, что само по себе чудо не может лежать в основе веры – оно должно быть подкреплено еще чем-то. Иными словами, чудо это не только событие, не вызванное никакими естественными причинами, но и событие, которое определено как чудо при помощи неких признаков вне его самого. Представ перед народом Израиля, Моше не просто демонстрирует «чудеса» с превращением посоха в змея и излечением пораженной проказой руки, нет, он говорит тот единственный пароль, которого столетиями ждали рабы и без которого все чудеса теряли бы свой смысл – «Вечносущий послал меня в вам» (Исход 3,14). В противном случае, его бы не восприняли всерьез. Моисей пророк не потому, что он способен вершить чудеса, а совершает чудеса потому, что что он пророк.



Иуда Маккавей, гравюра Й. Ш. ф. Карольсфельда, 19 в.

Маймонид нашел для описания этого феномена простые и ясные слова: «Нашему учителю Моше Израиль поверил не из-за тех чудес, которые он совершил, ибо тот, чья вера основана на чудесах, всегда несет в своем сердце сомнение, что чудо было обманом или колдовством.» «Обман» – это когда естественное событие человек выдает за неестественное, а «колдовство» – это событие, которое не очевидным образом вытекает из известных предпосылок. Ни то ни другое не нарушает законов природы и оттого чудом не является. Вообще говоря, единственное *абсолютное* чудо, т.е. событие, которое ничем (по крайней мере, в рамках нашего мира) не обусловлено, это сотворение мира. «В начале (именно так, раздельно!) сотворил Бог небо и землю» – и нет смысла здесь спрашивать «почему?». Во всех остальных случаях возможно сомнение: а не обман ли это чудо, не «колдовство» ли? А если чудо подлежит сомнению, то оно не может служить основой веры – как и утверждает Маймонид.

Смысл чуда

В своем комментарии на книгу Исход 3,20 р. Самсон Рафаэль Гириш пишет: «Чудо это то, что происходит вне связи с прочей последовательностью явлений, и таким образом являет того, чья воля и власть также не определяются законами мира и его условиями, но чья воля и власть, наоборот, определяют законы мира и его условия. В чуде, которое предсказано и исполнено Всевышним, проявляется *божественность естественного порядка* вещей; становится ясно, что у естественного порядка вещей есть не только Создатель, но и то, что сам он обязан Всевышнему как своим *возникновением*, так и своим *существованием*, что он существует не только оттого, что он был однажды создан, но что он существует оттого и ровно столько, сколько Всевышний желает, чтобы он существовал. Задача чуда – свидетельствовать о божественном происхождении *естественного* порядка вещей.» Таким образом, чудо призвано не столько для того, чтобы убедить кого-то в чем-то, сколько для того, чтобы оттенить неестественность «естественного» порядка вещей. Проще говоря, чудо не в том, что Черное море расступилось перед евреями, а в том, что оно в остальном *всегда* ведет себя так, как того требуют законы физики; чудо не в том, что Всевышний «остановил луну» для Иисуса Навина в долине Аялонской, а в том, что луна *всегда* подчиняется законам Кеплера. Закон природы оттого и является законом, что он неизменен.

Чудо и порядок мироздания

Как утверждается в трактате Авот (5,6), все те чудеса, которые случились с евреями, были уже заложены в природный порядок вещей во время сотворения мира. Это мнение переняли практически все еврейские философы Средневековья. А великий Маймонид со свойственной ему остротой подмечает, что собственно «чудо» состоит не в нарушении законов природы, а в том, что это «нарушение» случается именно в тот момент, когда это необходимо для человека. Поэтому р. Лев из Праги (16 век) мог утверждать, что чудеса подчиняются своим собственным законам: «Как у природы есть порядок, которому она следует, так есть порядок и у чудес.» Впрочем, не все еврейские философы согласны с этим мнением. Так, р. Йосеф Альбо (14-15 век, Испания), полемизируя с Маймонидом, утверждает, что думать, будто чудеса полностью заложены в природный порядок вещей, означает ограничивать Всевышнего в его всемогущности. А раввин 13 века, р. Менахем Меири, считает, что в природу заложена лишь *возможность* определенных чудес, а случится ли некое чудо, зависит от каждой конкретной ситуации.

Как бы то ни было, несмотря на то, что чудо не может лежать в основе веры, оно является его неотъемлемой частью. Поэтому Рафаэль Бройер, немецкий раввин 19-начала 20 века, возводит чудо в ранг божественного откровения, ибо как откровение является спонтанным божественным актом, который лежит вне причинно-следственных связей, так и чудо разрывает собой эти связи.

Здесь р. Бройер отмечает коренное различие между двумя еврейским праздниками, в основе которых лежит чудо – Ханукой и Пуримом. Несмотря на то, что события, которые легли в основу Пурима, – спасение евреев Персии от грозившей им гибели, – несомненно, несут на себе отпечаток божественного вмешательства, тем не менее, с чисто рациональной точки зрения, все эти события связаны между собой ясными логическими связями, когда одно событие следует из другого. В отличие от Пурима, событие, которое привело к празднованию Хануки определено не столь однозначно. По мнению книги Маккавеев и Иосифа Флавия, Ханука отмечается в память о победе евреев в войне над войсками Селевкидов, причем по первой книге Маккавеев (которая, несмотря на то, что она не вошла в канон еврейской Библии, является достаточно авто-

ритетным историческим источником) восемь дней праздника были назначены как «возмещение» праздника Суккот (который вместе со Шемини ацерет длится также восемь дней), ибо евреям в суматохе войны не удалось достойным образом его отметить. Иосиф же Флавий говорит, что восемь дней Хануки были установлены в память о восьми днях, в течение которых Маккавеи праздновали свою победу.

Чудо Хануки

История о масле, которое горело вместо одного дня восемь, не упоминается ни книгой Маккавеев, ни Иосифом Флавием. Более того, даже дополнительная молитва, которая произносится в дни праздника, не говорит о чуде, а лишь о победе «слабых над сильными», «праведников над злодеями». Единственный источник, где упоминается чудо Хануки – это короткий отрывок в трактате «Шаббат» Вавилонского талмуда, где сказано: «Что такое Ханука? Когда греки ворвались в Храм, они осквернили все масла, которые там были. Когда же Хасмонеи взяли верх и победили их, то стали они искать, но нашли лишь один сосуд, запечатанный печатью первосвященника. Масла, однако, в нем было всего на один день горения. Однако случилось чудо: Оно горело восемь дней. На следующий год сделали эти дни днями праздника, восхваления и благодарности» Немного, казалось бы. Но тем не менее, крайне характерно, что историку и простому молящемуся традиция предлагает одну версию праздника, не связанную с чудом, а изучающему Талмуд рассказывает именно о чуде.

Понятно, что исторические труды, каковыми являются и Книга Маккавеев и сочинения Флавия, заняты единственно выявление причинно-следственных связей между событиями.

другое мнение

Израэль Горелик: Кто и зачем сжег склады с продовольствием?

Когда экскурсанты в Старом городе Иерусалима посещают один из замечательных туристских объектов – т.н. Сожжённый Дом, являющийся археологическим раскопом, открытым для посещения широкой публикой, им, среди прочего, показывают небольшой фильм (15 мин), рассказывающий о последних днях 2-го Храма. Много драмы и боли в этом коротком фильме. Есть там интересная сцена – повстанцы против власти Рима сжигают склады с продовольствием. Это довольно известная деталь осады. И никто из исследователей почему-то не задавался вопросом – зачем это действие потребовалось повстанцам? Действительно, любой командир взвода вам объяснит, что выполнение тактической задачи личным составом подразделения зависит во многом также и от фуража. Как же так получилось, что люди, стремящиеся победить сильного и беспощадного соперника, лишают себя совершенно добровольно возможности добиться необходимого для них результата?

Несколько источников повествуют нам о ходе Великого Восстания 65-72 гг н.э. Прежде всего это, конечно, ценнейшая книга «Иудейская Война» в изложении Иосифа Флавия. Там в 5-ой книге есть сообщение о складах с продовольствием. Еще один источник – сообщения из Вавилонского Талмуда, в частности, трактата «Гитин» (56а). Можно упомянуть также и трактат «Авот де-рабби Натан» (гл. 7). Есть и другие источники.

Для того, чтобы сверить имеющийся материал, можно начать с Вавилонского Талмуда. Вавилонский Талмуд создавался примерно в 5-6 веке н.э., т.е. примерно на пол тысячелетия после описываемых событий. Тем не менее, многие исследователи полагают, что и здесь можно почерпнуть интересующую нас информацию. Итак, трактат «Гитин» (56а) говорит нам о том, что в осажденном Иерусалиме были 2 ведущие партии. Одна называлась «Рабанан» – раввины, мудрецы, а 2-ая – „Бирьоним“ – разбойники, проще – сторонники сопротивления Риму. Уже по этим определениям можно понять, на чьей стороне симпатии автора этого текста. Что же мы узнаем

Чудо, как объяснение исторических событий, находится таким образом вне их системы координат.

То, что чудо не упоминается в словах молитвы, может показаться парадоксальным, но на самом деле это тоже неудивительно. Как мы уже отметили выше, чудо не может лежать в основе религиозной веры. Поэтому составители молитвы (возникшей, по-видимому, также вскоре после самих событий) не упомянули о нём, поставив акцент на божественном вмешательстве в историю на уровне реальных, исторически обусловленных, хотя и маловероятных, событий (победы слабых над сильными). И лишь Талмуд даёт объяснение Хануки на уровне чуда в изначальном, абсолютном его понимании. Это, конечно, нельзя объяснить тем, что раввины «не знали» историю. Нам известно, что раввины были знакомы и с трудами Иосифа Флавия, и с первой книгой Маккавеев. В том, что в Талмуде опущено «историческое» объяснение Хануки и приводится лишь «теологическое», видно принципиальное различие между этими двумя литературными жанрами – религиозный текст интересуется в первую очередь не фактической, а духовной (в широком понимании этого слова) подоплекой событий. Поэтому ошибочно искать в религиозных текстах историографию (особенно в том виде, в котором она появилась в 19 веке!). Ханукальное чудо – часть истории, а не объект историографии. Оно не может и не должно быть ни символом веры, ни даже основной причиной праздника. Но в общем контексте оно играет роль некоего «внутреннего механизма», который движет машину истории.

Владислав Зеев Слепой

из интересующего нас отрывка? – Оказывается, состоялось некое совещание. «Были среди них (осажденных) разбойники. Сказали им Рабанан: Выйдем и заключим обоюдный мир. Не согласились (разбойники).» Интересно, что в оригинальном тексте, написанном по-арамейски (разговорный язык евреев Вавилонии того времени) стоит - „ла шавкинху“. В стандартном переводе этого отрывка в книге издательства Швут Ами „Разрушение Второго Храма“ (1994, стр.25) стоит – „не позволили“. Т.е. разбойники не позволили Рабанан заключить мир. Тогда о чем совещание? Как раз выражение «ла шавкинху» можно перевести и как «не согласились»! Тогда все становится на свои места. Было какое-то мнение по поводу того, как действовать, было, видимо, и альтернативное. Какое? «Сказали им (разбойники-Рабанан): Выйдем и сразимся с ними (римлянами). Сказали им Рабанан: Не выйдет дело. Далее: встали и сожгли им амбары с пшеницей и ячменем, и начался голод.» Интересно, что в тексте не сказано напрямую, кто встал и чьи амбары сжег. Комментарий Раши к этому отрывку говорит, что поднялись именно разбойники и сожгли склады с продовольствием и дровами, чтобы ... заставить население воевать! Даже если Раши правильно понял авторов этого текста, почему в самом тексте нет ясного ответа, кто сжег чьи склады? Все ли так гладко в этой истории?

Как мы знаем, основную тяжесть римских поборов нес т.н. „Ам гаАрец“ – простой народ, т.е. земледельцы и ремесленники. Священники Храма и Рабанан – это был официальный статус, от поборов они были освобождены. Их функция была – проведение в жизнь постановлений римской администрации, также в их руках оставалось много власти в рамках внутренней автономии страны. Как они преуспели – известно. Правда, было дикое самоуправство со стороны римлян во главе с прокуратором Гессием Флором. Но ведь в задачи жречества и мудрецов именно и входило обуздать зарвавшихся чиновников! Естественно, у автономного правительства Иудеи полномочия были ограниченные. И его представители могли заявить: «Мы сделали все возможное, чтобы ситуация осталась

под контролем.» Скорее всего, они именно так и оправдывались перед Римом. Тогда получается, что самоуправство римской администрации в Иудее достигло такой степени, что мудрецы и жречество не могли сдержать вспышку народного гнева.

Тут надо отметить, что и эти представители еврейского народа были неоднородны. Прежде всего, к жречеству и мудрецам примыкала родовая аристократия с окружением царя Агриппы 2-го. И священники, и аристократы относились к состоятельной прослойке населения. Они нуждались в мудрецах для того, чтобы сохранять шаткий баланс между проведением в жизнь римской политики и чаяниями простолюдинов. Решения мудрецов являлись своего рода легитимацией политики автономного управления Иудее. Сами мудрецы – Раббанан – делились на «цедуки» (саддуеи) и «перушим» (фарисеи). Цедуки представляли собой как правило священников и относились к имущим классам, которым было что терять в возможной войне. Оставшиеся «перушим» делились на два «дома учения» – «школу Шаммая» и «школу Гиллеля». Конечно, простолюдины примыкали к «перушим», сохранявшим

живой уголок Устной Торы. Т.е., «разбойники» – сторонники продолжения борьбы с Римом – относились именно к перушим, тем, кто в лице своих последователей и донес до нас этот талмудический текст! Интересно, что израильский исследователь Израэль Бен-Шалом выпустил в издательстве «Яд Бен Цви» в 1993 году монографию, где доказывает, что идеологически повстанцы относились к „школе Шаммая“. Тогда возникает вопрос – разве были среди мудрецов люди, поддержавшие в далеком 65 г. н. э. повстанцев?! Оказывается, да, были. Правда, они оказались в своего рода изоляции и не могли влиять на решения



Израэль Горелик: Иерусалим 9 ава

Синедриона – органа мудрецов. Среди таковых были и выдающиеся личности. Например, Раббан (глава Синедриона – по традиции, прямой потомок царя Давида) Шимон бен Гамлиель и другие.

На что опирались сторонники восстания? Два примера стояли у них перед глазами. Зимой 9 г.н.э. наместник Галлии Публий Квинтилий Вар повёл 3 легиона с сопровождающими войсками через Рейн для разгрома германского племени херусков, возглавляемого вождём Арминием – бывшим римским военачальником. Арминий сумел хитростью заманить Квинтилия в Тевтобургский лес, где растянувшееся римское войско, двигавшееся по узкой полосе, попало в засаду между лесистым холмом с одной стороны и болотами с другой. Там оно было внезапно с разных сторон атаковано германцами. Избиение римлян длилось три дня. Осознав, что всё кончено, Квинтилий Вар бросился на меч. Также вслед за ним поступили и остальные римские военачальники. Это было неслыханно! Три отборных легиона, почти девятая часть всей римской армии, были полностью уничтожены! После этого Риму потребовалось более 100 с лишним лет для покорения мятежной Германии.

И второй пример – по времени непосредственно предшествовавший восстанию – отпадение Армении при помощи парфянского царя Вологеза. Там шла борьба за трон между ставленником Рима – Тиграном и Тиридатом – ставленником Парфии, родным братом самого Вологеза. Начавшаяся в 58 г. н.э., война длилась 7 лет и совершенно истощила ресурсы обоих

государств. В конце концов, армянский трон остался за выдвинутым Парфией Тиридатом. В глазах окружающих народов, в том числе и евреев, это было поражением Рима. Три карательные экспедиции римлян одна за другой, потерпели неудачу. Однако одного факта, поставившего последнюю точку в этой тяжбе могли не знать сторонние наблюдатели. В 65 г. н.э. Тиридат лично прибыл в Рим, в сопровождении подразделения парфянской конницы, где в торжественной церемонии возложил свою корону к статуе Нерона, императора Рима, как бы признавая себя вассалом Империи. После этого Нерон возложил корону Армении на голову Тиридата. Вслед за этим состоялся совместный военный смотр парфянских кавалеристов и римских легионеров.

Теперь можно сравнить информацию из Талмуда с описанием войны глазами очевидца, а поначалу и непосредственного участника событий – Иосифа Флавия. Там как будто подтверждается версия Талмуда. В 5-ой книге описывается, что склады с провиантом сжигают зелоты – сторонники восстания. Правда причина была не та, что по Раши. Просто войска разных предводителей евреев враждовали между собой. Так,

Йоханан контролировал Верхний город, а Элазар – Нижний вместе с Храмом. Склады оказались в пограничной зоне между воюющими сторонами. Т.е. как минимум побудительные причины для сожжения были другие. И все же есть здесь явное противоречие с Талмудом. Ведь в Талмуде говорится о противостоянии мнений противников и сторонников войны! А тут – конфликт в среде самих зелотов! И тогда на помощь приходит 4-я книга Флавия в его «Иудейской войне». Так, в 5-6 главах мы читаем об ожесточенном противостоянии между Йохананом из Гуш-Халава и одним из видных священников Храма, Хананом. Интересно, что и сам Талмуд в тр. «Гитин»

косвенно подтверждает версию о том, что возможно склады с провиантом подожгли не зелоты, а сторонники мира. Там, в продолжении повествования, сообщается об ужасах голода. Но почему то именно среди тех, кто богат (к примеру, Марта бат Байтус). Но ведь всегда большинство населения составляла гольгота! Более того – в истории о спасении Йоханана бен Заккая тоже можно увидеть прямой намек на то, чьих рук дело сожжение амбаров с зерном. Йоханан бен Заккай говорит там своему племяннику, Абу-Сикре, который был одним из вождей восстания: «До каких пор вы будете упражняться, способствуя смерти от голода?» Т.е. раввин недоумевает – приложенные усилия (сожжение амбаров) не достигли желаемого результата! И, кстати, настолько ли были кровожадны те самые разбойники, как их величает и Флавий и Талмуд? По крайней мере, отца Флавия (в их глазах предателя своего народа) они только арестовали. При выходе из города они хотели проткнуть копьем тело раббана Йоханана, но не решились. Можно еще сколько угодно обсуждать, как невыгодно было повстанцам сжигать зерно. Одно становится ясно – сожжение складов с продовольствием – если и было вдруг делом рук повстанцев, произошло не по злому умыслу.

Об авторе: Израэль Горелик. Место рождения – г. Бобруйск. 1978-1982 – гор. худ. школа. 1987-1990-Бел.гос.университет г. Минск, кафедра – Всеобщая история. 1990 - репатриация в Израиль.1992-1994 – ун.Бар-Илан, кафедра – Всеобщая история. Удостоверение экскурсовода от мин. прос. гос. Израиль. Статьи по еврейской истории и краеведению Израиля. Место жительства – Офра (Израиль).

Йицхок-Лейбуш Перец: Если не выше еще... (Из хасидских рассказов)

И ежедневно на рассвете во время слихос¹ немцовский рабби исчезал.

Его не видно было нигде: ни в синагоге, ни в обеих молебных, ни при богослужении на частной квартире, а дома и по-прежнему. Двери оставались открытыми, входил, кто хотел. Краж не случалось, хотя в доме не оставалось ни живой души.

— Где может быть рабби?

Где ему быть? Конечно, на небе. Мало ли дела у него там перед «страстными днями»! Мало ли о чем позаботиться надо! Евреям, не сглазить бы, нужно пропитание, спокойствие, здоровье; нужно удачно детей сосватать. Хотят евреи быть добрыми и богобоязненными. А грехи ведь велики, и дьявол тысячеглазый видит все и доносит и обвиняет...

Кому же заступиться, если не рабби?

Так думают все.

Но появился однажды литвак², — смеется. Ведь вы знаете литваков: книг нравоучительных не очень уважают, зато голову набивают себе талмудом да раввинской письменностью. И вот этот литвак приводит доказательства из талмуда, прямо в глаза тычет, что даже Моисей-законодатель — и тот при жизни не мог взойти на небо и достигал лишь высоты на десять локтей ниже небесного свода... Ну, поди спорь с литваком!

— Все-таки, — спрашивают литвака, — куда же девается рабби?

— Да мне что? — отвечает он, пожимая плечами. Но тут же (на что литвак способен!) решает разузнать, в чем дело.

В тот же день, сейчас же после вечерней молитвы, литвак прокрадывается в комнату рабби. залезает под кровать и лежит: надо обождать всю ночь и выяснить, куда девается рабби и чем он занимается в это время.

Другой, может быть, задремал, проспал бы момент, литвак же находчив: лежал и повторял наизусть целый талмудический трактат, — не помню уже, какой именно.

На рассвете слышит: стучат — зовут к слихос. Рабби давно уже не спит; с час слышно, как он вздыхает. Кто когда-нибудь слышал вздохи немировского рабби, знает, сколько народной скорби, сколько мук в каждом его вздохе. Душа изнывает, внемля этим вздохам. Но у литвака ведь железное сердце, — слушает и продолжает лежать. Лежит и рабби; рабби на кровати, литвак под кроватью...

Вскоре слышит литвак, в доме заскрипели кровати; домашние поднимаются. Бормочут краткую утреннюю молитву... Слышен плеск омовения. Стучат, открываясь и закрываясь, двери. Все уходит. Опять тихо и темно. Сквозь щели ставней пробивается бледное лунное мерцание. Сознался литвак, что, когда он остался один с рабби, на него напал страх. Вся кожа на нем запупырилась, как у испуганного гуся, и корни волос на висках начали колоть, как иголки. Шутка ли сказать: во время слихос оставаться наедине с рабби в одной комнате.

Но литвак ведь упорен: дрожит, зуб на зуб не попадает, а лежит.

Наконец, рабби встает; умывает руки, тихо читает молитву, как надлежит всякому еврею. Потом подходит к платяному шкафу и вынимает оттуда узел... Из узла появляется мужицкое платье: холщевые портки, огромные сапожищи, сермяга, большая баранья шапка и широкий кожаный пояс, обитый медными штифтиками.

Рабби все это надевает на себя...

Из кармана сермяги торчит конец веревки, обыкновенной грубой веревки.

Рабби идет, литвак за ним!

Мимоходом рабби заходит в кухню, нагибается под кровать и вытаскивает оттуда топор. Он засовывает топор за пояс и выходит на улицу.

Литвак весь дрожит, но не отстает ни на шаг.

Робкая, благоговейная тишина царит в темных улочках. Кое-где вырывается стонущий звук слихос из какой-нибудь молебни... Кое-где из-за оконных стекол доносится стон больного... Рабби держится все больше в сторонке, в тени домов и заборов... Временами фигура его выходит из тени; литвак все шагает за ним.

И слышит литвак, как биение его собственного сердца сливается со стуком тяжелых шагов, рабби, но он идет дальше. И так выходят они за город.

За городом — роща.

Рабби заворачивает туда и, пройдя шагов тридцать-сорок, останавливается возле дерева. Литвак вне себя от изумления: рабби вынимает из-за пояса топор и принимается рубить дерево. Рабби рубит, рубит; деревцо трещит и падает. Рабби рубит его на поленья, затем, расколов, увязывает веревкой в вязанку и, вскинув ее на плечи, засовывает топор за пояс и направляется из лесу обратно в город.

В каком-то переулке рабби останавливается у бедной, полуразвалившейся избенки и стучит в окошко.

— Кто там? — раздается испуганный голос, и литвак слышит, что это голос больной женщины.

— Я, — отвечает рабби по-мужицки.

— Кто «я»? — опять спрашивают из избенки.

— Василь! — отвечает рабби.

— Какой такой Василь и что тебе надо?

— Дрова маю продаваты, — отвечает мнимый Василь по-украински, — вязанку дров... и дешево, почти даром...

И, не дожидаясь ответа, он заходит в избенку.

Литвак прокрадывается туда же. При сером утреннем полумраке перед ним — бедная комнатка с убогой и поломанной утварью; на постели, под грудой тряпья, больная женщина. И говорит она с отчаяньем Василю:

— Купить?.. А на что купить? Откуда мне, бедной вдове, взять деньги?

— Я тебе в долг поверю, отвечает переодетый рабби, — всего шесть грошей.

— А где я возьму, чтобы уплатить тебе? — стонет несчастная.

— Глупый ты человек! — строго возражает рабби. — Смотри, ты бедная, больная женщина, и я тебе верю в долг... Я уверен, что ты заплатишь... Ты имеешь такого великого и всесильного бога и... не доверяешь ему?! И не надеешься на него даже на какие-нибудь шесть грошей за вязанку дров!..

— А кто затопит? — жалобно спрашивает больная. — Разве я в силах встать? Сын не вернулся с работы...

— Я затоплю! — отвечает рабби.

Накладывая дрова в печь, рабби, стена и вздыхая, прочитал первую главу из слихос. Когда же он затопил и дрова весело запыхали, он уже несколько бодрее стал читать вторую главу. Третью главу рабби прочитал, когда печка истопилась и он закрыл трубу.

Литвак, все это видевший, с тех пор остался уже навсегда немировским хасидом.

Впоследствии, когда, бывало, какой-нибудь хасид начнет рассказывать, что во время слихос немировский рабби поднимается каждое утро на небо, литвак уже не смеется, но тихо добавляет:

— Если не выше еще!..

¹ Слехос – покаянные молитвы, которые говорят на рассвете в период праздников Рош гаШана и Йом киппур.

² Литвак – литовский еврей. Литовские евреи были яростными противниками хасидизма.

Was hejst chanuke

Mendele Mojcher Sforim Scholem Jankew Abramowitsch (1835–1917)

Von Marion Eichelsdörfer

Was ist Chanukka?

In den Neuen Jüdischen Monatsheften, Heft 3–5 vom 10. 11. 1918 erschien die Chanukka-Geschichte *Was ist Chanukka* von Scholem Jankew Abramowitsch unter dem Namen von Mendele Mojcher Sforim (siehe dazu auch Auszüge des jiddischen Originals). Hierin wird ein Streitgespräch zwischen einem religiös aufgewachsenen Schmuel und dem aufgeklärten Ignatz geschildert. Es beginnt damit, dass Schmuel äußert: „Ein großes Wunder ist mir am Chanukka geschehen.“ Woraufhin sich Ignatz beschwert, warum es denn nicht auch ihm geschehen sei, und überhaupt würde Schmuel ihn wohl nicht für einen richtigen Juden halten, und er sei es wohl nicht wert.

Doch dann ringt sich Schmuel endlich durch, eine Geschichte aus seiner Kindheit zu erzählen, die ihn behaupten ließ, ihm sei ein großes Wunder an Chanukka geschehen: „Damals, vielleicht ist es auch heute noch so, damals gab es für die jüdischen Jungen, die vom frühen Morgen bis neun Uhr abends im Cheder wie die Hühner im Hühnerstall eingesperrt sind, keine schönere Zeit als die acht Tage von Chanukka. Das ist doch wirklich keine Kleinigkeit! Der Unterricht fällt aus, man bekommt von Vater und Mutter, von Onkeln und Tanten Chanukkageld, man spielt, macht allerhand Tauschgeschäfte und fabriziert aus halben Kartoffeln Chanukkalampen, kurz und gut, man lebt wie Gott in Odessa.

Der Vater sitzt mit seinen Gästen am Tisch und erörtert Fragen der Tora. Die Leute reden mit allen Gliedern, fuchteln mit den Händen, drehen die Daumen und machen großen Lärm. Es geht echt jüdisch zu. Und worüber spricht man? Jeden Augenblick hört man dieselbe Frage: Was ist Chanukka? Die Leute legen die Stirn in Falten und schneiden Grimassen. Es ist klar, dass keiner von ihnen diese schwierige Frage zu beantworten weiß. Einer von der Gesellschaft steht auf, zitiert etwas aus dem Talmud, vertieft sich in das Thema, findet immer neue Auslegungen, predigt mit großer Begeisterung und zeigt seinen Scharfsinn.

Da ich an diesem Abend sehr aufgeregter war und da das Chanukkafest zu meinen liebsten Festen gehört, platzte ich heraus, obwohl ich ein kleiner dummer Junge war, in aller Einfachheit und ohne Furcht vor

dem Vater und den fremden Männern mit langen Bärten: „Was ist denn dabei? Dass der eine Krug für acht Tage reichte, ist gar kein Wunder. Wenn er für ein ganzes Jahr gereicht hätte und das Chanukkafest ein ganzes Jahr dauern würde, das wäre ein Wunder! Dann wäre man den Melamed mit seinen Ohrfeigen und Genickstößen für immer los“.

Ich hatte diese Worte noch nicht zu Ende gesprochen, als mein Vater mir eine starke und schreckliche Ohrfeige versetzte. Kurz, die Ohrfeige, die ich damals vom Vater bekam, blieb nicht ohne Wirkung. Das ganze Gespräch über Chanukka, der Zorn des Vaters und die unerwartete Ohrfeige, alles prägte sich tief in meinem Gedächtnis ein und machte es, dass ich mich seit meiner frühesten Kindheit mit der Frage beschäftigte: Was ist Chanukka? Anfangs wusste ich nur, dass man am Chanukka ins Morgengebet den Absatz *Al hanissim* einfügt und dass darin folgendes steht: „In den Tagen des Mattathias, des Sohnes Jochanans, des Hasmonäers und seiner Söhne, der Priester, erhob sich das böse Reich Jowon gegen das Volk Israel, um es zu zwingen, der heiligen Tora untreu zu werden. Und der Heilige, gepriesen sei Er, tat ein Wunder und überlieferte die Starken in die Hände der Schwachen, die Bösen in die Hände der Frommen, die Mutwilligen in die Hände der Toratreuen. Dann säuberte man den Tempel, zündete Lichter an und führte die acht Tage von Chanukka ein.“

Dieses legte ich mir so aus: die Starken sind die Jewanim, die Schwachen aber, Mattathias mit seinen Söhnen und die übrigen frommen Juden, die Bet- und Lernbrüder, wie die heutigen Melamedim und Rabbiner, die den ganzen Tag im Beißmehdresch hocken und die Tora studieren. Die Gegenpartei zog in den Kampf wohl mit Waffen und Streitrossen, wir aber mit Buße, Gebet und milden Werken. Dass es aber einen Judas Makkabäer und seine Brüder gegeben hat und dass sie tapfere Helden gewesen, das hatte ich damals natürlich noch nicht gewusst, denn mein Melamed erzählte mir davon niemals ein Wort.

Und als ich später hörte, wie bei uns zu Hause wieder einmal die Frage *Was ist Chanukka?* erörtert wurde, sagte ich mir, dass die Geschichte, die im Gebet *Al hanissim* erzählt wird, nicht ganz klar ist und die Frage jedenfalls nicht erschöpft.

Die Geschichte von dem Krug Öl, das für nur einen Tag reichen konnte und doch für acht Tage reichte, konnte ich unmöglich gelten lassen: Wenn es sich wirklich so verhielt, so dauerte das Wunder doch nur sieben Tage und nicht acht; warum feiern wir aber acht Tage? Und ich zerbrach mir solange den Kopf, bis mich der böse Trieb auf den Gedanken brachte, in Bücher über jüdische Geschichte hineinzuschauen. Da gingen mir erst die Augen auf, und ich fand Antwort auf meine Frage. Jetzt, meine Herren, jetzt weiß ich, was Chanukka ist!“

Familie und Kindheit

Scholem Jankew Abramowitsch war sowohl hebräischer als auch jiddischer Schriftsteller und gilt als Begründer der modernen jüdischen Literatur in beiden Sprachen. Abramowitsch wurde 1835 in Kopyl (jid. *Kapulje*) in der Nähe von Minsk geboren. Sein Vater, Chajim Moshe Brojde, war ein hochgeachteter Talmudgelehrter und ließ auch seinem Sohn eine gründliche Bildung im Cheder und ein zusätzliches Studium der Bibel und des Talmuds bei einem Privatlehrer zukommen. Unter seinem Lehrer Lipe Rubens soll er bis zu seinem elften Lebensjahr alle Bücher der Bibel auswendig gelernt haben.

In der Rückschau stellt Abramowitsch seine Kindheit mit dem Vater sehr harmonisch dar. Allerdings waren insbesondere die 1840er Jahre für die jüdische Bevölkerung geprägt von großen Restriktionen. Unter Zar Nikolai I. (1825–1855) herrschte Unterdrückung und Verfolgung, Juden wurden zur Konversion gezwungen und Kinder wurden in den 25 Jahre dauernden Militärdienst gezwungen. Die jüdischen Gemeinden konnten sich nicht mehr selbst verwalten, jüdische Schulen wurden verstaatlicht und zu Instrumenten politischer Beeinflussung. Auf koscheres Fleisch wurden Steuern erhoben und das traditionelle Erscheinungsbild der jüdischen Bevölkerung wurde verboten.

Abramowitschs Vater unterstützte Verwandte und Bekannte in dieser immer schwieriger werdenden Situation, die auch finanzielle Einbußen verursachte. Der Vater hatte zudem die Fleischsteuer für seine Gemeinde gepachtet, für die er sich verschuldete. Grundsätzlich war der Pächter der Fleischsteuer dafür verant-

wortlich, sie an die Regierung zu bezahlen und von der jüdischen Bevölkerung einzuziehen. Allerdings war die Not bei Abramowitschs Vater irgendwann so groß, dass er trotz der erhaltenen Einzelsteuern die Pacht nicht bezahlen konnte und sich selbst immer mehr verschuldete. Auch innerhalb der eigenen Familie gab es Probleme.

Scholem Jankew Abramowitsch hat diese Erinnerungen an seine Familie und insbesondere an seinen Vater in seinem autobiographischen Roman *Schojme Reb Chajims* verarbeitet. Die wirtschaftlichen und persönlichen Belastungen kosteten den Vater viel Kraft und er verstarb am 11. April 1848. Nach dem Tod seines Vaters verließ Abramowitsch sein Zuhause und studierte in verschiedenen Jeschiwot in Timkowitz, Slutsk und Wilna. Auf diese Weise hatte die Mutter nur noch für die zwei kleinsten ihrer insgesamt sechs Kinder zu sorgen und gleichzeitig größere Chancen auf eine neue Ehe.

Nach zwei Jahren kehrte er wieder zu seiner Mutter zurück, die in der Zwischenzeit einen Müller mit kleinen Kindern geheiratet hatte. Der neue Mann seiner Mutter lud ihn ein, bei ihnen in der Mühle in Melniki zu wohnen, ca. 300 Kilometer von seiner Heimatstadt Kopyl entfernt. Dort fühlte er sich wohl, genoss die Zeit in der Natur und begann erste Gedichte zu verfassen. Da das Familienleben allerdings nicht so einfach war, ging Abramowitsch 1851 wieder zurück nach Kopyl.

Kamenets-Podolsk

Von seiner Heimatstadt aus begab er sich auf eine abenteuerliche Reise von Belarus in Richtung südliche Ukraine. Auslöser hierfür war vor allem das Geschick des professionellen Bettlers Awreml. Er nutzte die missliche Lage von Abramowitschs Tante aus, die von ihrem Mann verlassen worden war und nun als Agune keine erneute Ehe eingehen durfte. Abramowitsch begleitete seine Tante auf der Suche nach ihrem Ehemann, um ihn zur rechtmäßigen Scheidung zu drängen. Das war jedoch ein aussichtsloses Unterfangen. Der Bettler Awreml jedoch hatte anderes im Sinn und fuhr verschlungene Wege, um möglichst viele Almosen einzusammeln. Er vereinnahmte Abramowitsch als Gehilfen beim Betteln und versuchte ihn gewinnbringend zu verheiraten.

Als sie schließlich nach Kamenets-Podolsk in der Westukraine kamen, konnte er von einem Verwandten aus Kopyl ausgelöst werden und war frei. Hier blieb er fünf Jahre (1853–58), heiratete und arbeitete als Lehrer. In dieser Zeit unterhielt er Freundschaften mit Vertretern der Haskala, insbesondere mit dem Aufklärer,

Dichter und Publizisten Abraham Ber Gottlob (1810–1899), und er begann erste Schriften zum Thema Erziehung zu verfassen.

Gottlob erkannte, dass Abramowitsch Talent hatte und nahm sich seiner weiteren Bildung an. Er war selbst Lehrer an einer staatlichen Schule für jüdische Jungen. Er führte Abramowitsch in die Welt der Literatur, der Mathematik und der Naturwissenschaften ein. Bei Gottlobs Tochter lernte Abramowitsch Deutsch und Russisch. Er bestand die Lehrerprüfung und unterrichtete zwei Jahre, 1856 bis 1858, in Kamenets-Podolsk an der staatlichen Schule. In dieser Zeit entstand Abramowitschs erste Publikation *Michtaw al dwar ha-chinuch* (Ein Brief über Erziehung, 1857), die mit der Hilfe Gottlobs in der hebräischen Zeitschrift *HaMaggid* erschien. Der Charakter Gottlobs war vermutlich auch sein Vorbild für die Figur des aufgeklärten Herrn Gutmann in *Dos klejne mentschele* (Der kleine Mann, 1864).

Berditschew

Nach Auflösung seiner ersten Ehe heiratete Abramowitsch 1858 Pessie Levin, die Tochter eines Notars in Berditschew und lebte dort zehn Jahre im Haus der Schwiegereltern. Er widmete sich nun vermehrt säkularen Studien, bearbeitete eine Reihe von literarischen Projekten und beteiligte sich in verschiedenen kommunalen und wohltätigen Aufgabenbereichen. In dieser Zeit wurde Abramowitsch als Essayist und Journalist bekannt. Er verfasste wissenschaftliche Texte auf Hebräisch, das früheste Beispiel ist *Toldot HaTewa* (Naturgeschichte, 1862), und begann eine didaktische Novelle unter dem Titel *Limdu HeTew* (Lerne Gutes zu tun, erster Teil erschien 1862). Auf der Suche nach seiner eigentlichen literarischen Bestimmung bzw. nach der richtigen Form seiner Literatur probierte sich Abramowitsch an verschiedenen Genres aus.

Diese frühe Phase seines Schaffens zeigt nicht nur, dass er an der Entwicklung einer hebräischen Literatursprache interessiert war, sondern dass er sich auch stark am zeitgenössischen jüdischen Leben in Osteuropa orientierte. Sein Anliegen war es zunächst, dass seine Leser die sie umgebende physische Realität erkennen. Es war seine Überzeugung, dass Studien der Naturwissenschaft die einzige Möglichkeit boten, Mystizismus und Aberglaube abzuwehren und die jüdische Jugend so in die moderne Gesellschaft einzuführen. Abramowitsch schrieb jedoch nicht gegen die Religion an, denn er war, wie die meisten *Maskilim*, kein Atheist. Bald schon erkannte er, dass er Jiddisch als Sprache in seinen literarischen

Bemühungen berücksichtigen musste. Jiddisch wurde in ganz Osteuropa gesprochen und verstanden. Nur so würde er die Menschen erreichen, um die es in seiner Literatur ging. Abramowitsch veröffentlichte seine erste jiddische Geschichte *Dos klejne mentschele* (Der kleine Mensch, 1864) und etwas später *Dos Wintschfingerl* (Der Wunschring, 1865). In der letzteren Geschichte ist das chassidisch geprägte Berditschew Vorbild für die Stadt „Glupsk“, eine Stadt voller Narren. Er kritisiert in seiner Satire die Chassidim, die sich jeder Form von Modernisierung widersetzen und sich schwertun, den aufgeklärten Herrn Gutmann zu akzeptieren.

Sicherlich ermutigte die Gründung der ersten jiddischen Wochenzeitung *Kol Mewaser* (Stimme des Boten, 1862–1872) Abramowitsch dazu, jiddische Texte zu publizieren. Allerdings war Jiddisch damals noch keine intellektuelle Literatursprache, sondern wurde als mangelhaft abgetan, ohne verbindliche Form und ohne kulturellen Status. Daher veröffentlichte Abramowitsch in *Kol Mewaser* seine Texte anonym. Er gab vor, der jeweils veröffentlichte Text sei ein authentisches Zeugnis, das dem Buchhändler Senderl anvertraut worden sei, dessen Name vom Herausgeber zu Mendele geändert worden sei. *Dos klejne mentschele* und *Dos Wintschfingerl* waren auf der Titelseite einem gewissen *Isch* (hebr. für Mann, Mensch) zugeschrieben. Die Buchstaben *aleph, jod, schin* entsprachen in umgekehrter Reihenfolge den Initialen Scholem Jankew Abramowitsch.

Wie andere *Maskilim* wollte Abramowitsch seine Leser dazu erziehen zu erkennen, welchen Problemen Juden in der zeitgenössischen Gesellschaft gegenüberstehen. Der Geist sollte kritisch gebildet werden. Insbesondere die jüngere Generation sollte dazu befähigt werden, wirtschaftlich unabhängig und moralisch gefestigt zu sein und damit ein zufriedeneres Leben führen zu können.

Ein Beispiel dafür hält Abramowitsch im *Wintschfingerl* bereit. In der Geschichte geht es um den Protagonisten Herschl, der in eine arme Familie hineingeboren wurde und daher sein Leben im Lehrhaus verbringt. Hier lernt er und wird von mildtätigen Gemeindemitgliedern versorgt. Er wächst mit vielen Geschichten auf und hört von einem Wunschring, den der Prophet Elias einmal als Geschenk für die Armen an Purim zur Erde gebracht haben soll. „Ach! Wie schön es mir erschien, solch einen Wunschring zu haben, dem man sagt: Ringlein, Ringlein! Ich wünsche dies, ich wünsche das. Dann hat man das, was man wünscht, ohne Mühe. Man setzt sich hin und gebratene Tauben fliegen von allein in den Mund, fürwahr ein Genuss!“

Herschel wird von der wundersamen Vorstellung vom Wunschring auf dem Weg zum Erwachsenwerden begleitet. Nach der religiösen Erziehung gelangt er an einen aufgeklärten Juden, der ihn aufnimmt und sich seiner weiterführenden Bildung annehmen möchte. Er verspricht, Herschel zum wahren Wunschring zu führen. Das hieß zunächst einmal Deutsch lernen, um dann die wichtigen Werke der Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften zu lesen. Später wird er mit nach Leipzig genommen und kann dort sogar studieren. Allerdings kehrt er nie wieder in sein Shtetl zurück, um dort andere ebenfalls zum „Wunschring“ zu führen. Aber Herschel, jetzt Hirsch Rathmann, verfasst eine Naturgeschichte, die Mendele gerne für alle Juden übersetzen möchte.

Hier hat sich Abramowitsch einen besonderen Kniff einfallen lassen. Denn das viel gelobte und angekündigte Buch des gebildeten aufgeklärten Juden verweist auf Abramowitschs eigene Naturgeschichte in drei Bänden, *Toldot HaTewa*. Der Leser sollte die Hoffnung auf einen alle Probleme lösenden Wunschring ablegen. Allein Realismus und die Nüchternheit der Wissenschaft könne als wahrer „Wunschring“ die Lösung aller Probleme liefern.

Allerdings entfernte sich Abramowitsch schrittweise von anderen Vertretern der Haskala. Er distanzierte sich spätestens, als er in Berditschew erlebte, wie man sich innerhalb der Mittelklasse verhielt. Sie galt als Hoffnung der Haskala, galt als Quelle der Vernunft und der Befreiungsbewegung. Jedoch musste Abramowitsch feststellen, dass man sich in Berditschew wenig an Idealen orientierte. Man unterstützte sich nur gegenseitig und ging Verbindungen mit chassidischen Dynastien ein oder nahm Mittel von korrupten Gemeindevorstehern an.

1869 veröffentlichte Abramowitsch zwei jiddische Texte, die er vor allem unter dem sozialen Aspekt verfasste. In *Fischke der krumer* (Fischke der Lahme, 1888) ist der Titelheld ein körperlich Behinderter mit einfachem Gemüt. Fischke erzählt sein Leben, wie er verheiratet wurde, wie seine Ehe funktioniert und welchen Gesetzen das Leben als Bettler in der jüdischen Unterwelt folgt. Seine ehrgeizige Frau möchte, dass sie in der Hierarchie der Bettler aufsteigen und beide hängen sich an ein größere Bettlerbande an.

Fischke, der charakterlich eigentlich nicht in dieses rohe Milieu passt, weil er mitfühlend und hochanständig handelt, verliebt sich in eine junge bucklige Bettlerin. Doch die ist an die Bande gebunden und persönliche Gefühle werden in der Gesellschaft nicht als Entscheidungsfaktor akzeptiert. „Nur die sehr Reichen und die ganz Armen konnten es sich leisten zu

lieben; die einen, weil sie viel Geld und die anderen, weil sie nichts zu verlieren hatten.“ Obwohl Fischke nie eine reguläre Erziehung bzw. Bildung genossen hat, ist er ein moralisch hochanständiger Mensch. Mit seiner Erzählung von Fischke dem Lahmen hinterfragt Abramowitsch die Ideale der Haskala angesichts der existenziellen Nöte der jüdischen Bevölkerung.

Di Takse (Die Steuer, 1869) ist das zweite große jiddische Werk, das Abramowitsch veröffentlichte. Hierbei handelt es sich um ein Drama, das im Gegensatz zu seinem vorherigen Text im Milieu der Mittelklasse spielt. Der Autor zeigt auf, wie alle, und seien sie noch so unterschiedlich, miteinander kooperieren, solange sie ein gemeinsames Ziel verfolgen: die Armen und Hilflosen auszunutzen. Abramowitsch selbst hatte die Korruption von Berditschewer Gemeindeführern erlebt und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dies in seiner Satire offenzulegen.

Aufhänger seiner Geschichte war die Steuer auf koscheres Fleisch, von der auch andere Gemeindegeldnehmer beglichen werden sollten, und deren Pächter. Diese wiederum bereicherten sich gerne und ließen die Kosten für normale Familien in die Höhe schnellen. In der *Takse* geht es um eine Gruppe sogenannter Wohltäter, die überlegen, wie sie von weiteren neu erdachten Steuern profitieren könnten. Schlojme Weker, der im Drama versucht, den Armen zu helfen, erregt die Missgunst der Bürger und verlässt schließlich die Stadt, ohne etwas ausrichten zu können.

Schyatomyr

Einige Zeit hielt sich das Gerücht, Abramowitsch hätte auf Druck der Beschuldigten Berditschew verlassen müssen. Aber er veröffentlichte *Di Takse* erst ein paar Monate, nachdem er nach Schyatomyr umgezogen war. Der Umzug war notwendig geworden, da sein Schwiegervater verstorben war. Dessen Geschäfte hatten sich seit einiger Zeit verschlechtert und Abramowitsch, jetzt 33 Jahre alt, war nun allein für den Unterhalt seiner wachsenden Familie verantwortlich. Die 1870er Jahre waren die wohl schwierigsten in Abramowitschs Leben. Trotz seiner Ordination zum Kronrabbiner, eines staatlich angestellten Rabbiners, konnte er keine Anstellung finden. Er musste sich mit Aushilfsarbeiten durchschlagen, um die Familie zu ernähren. Dennoch schrieb er weiter. 1873 verfasste er seine satirische Novelle *Di kljatsche* (Die Mähre) und 1878 den ersten Teil seines spöttischen Epos *Kitser masoes Binjamin haschlischi* (Die kurzen Reisen von Benjamin dem Dritten). In beiden Werken konnte Abramowitsch die volle Breite seines Talents

zeigen und feierte künstlerische Erfolge. Er begann nun, losgelöst von der Haskala Bewegung, über die Entwicklung der jüdischen Geschichte nachzudenken und kam zu dem Schluss, dass der Antisemitismus nicht in erster Linie eine mittelalterliche Erscheinung ist.

Vielmehr schien er ihm ein tief verankerter Teil der europäischen Denkweise und Einstellung zu sein, der nie verschwindet, sondern lediglich sein Erscheinungsbild verändert. Diese Sichtweise findet sich verarbeitet in *Di kljatsche* und im Poem *Judl* (1875) wieder sowie in seinem ausführlichen Essay *Mah anu?* (Wer sind wir, 1875) und in *Ahawah le'umit wetoldotecha* (Patriotismus und seine Konsequenzen, 1878).

In *Di kljatsche* versucht sich der junge Jisrolik auf eigene Faust all das Wissen anzueignen, das er für die Aufnahme an einer russischen Schule benötigt. Sein Traum ist es, Medizin zu studieren und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er lernt schnell.

„Mathematik, das heißt Rechnen, auch Physik, Grammatik und die Sprachen waren für mich ganz leicht, schwer fiel mir die Geschichte. Ich musste all die leeren Geschichten und Kriege auswendig lernen. Wie sich die Menschen vom Anfang der Welt bis heute umgebracht haben. Solche Dinge hießen Geschichte.“

Der Druck auf Jisrolik wächst und Versagensängste lassen ihn in eine schwere psychische Erschöpfung fallen. In einer Art Vision erscheint ihm die geschundene Mähre, die verfolgt und geschlagen wird, bis sie zusammenbricht. Jisrolik, der versucht, dem Tier beizuspringen und sich als Mitglied des Tierschutzvereins ausweist, scheitert jedoch beim Versuch, mit den Peinigern vernünftig zu sprechen. Der Maskil, hier Jisrolik, der die Gleichheit der Menschen und die Anerkennung der Juden (Mähre) als Menschen fordert, wird von den Gegnern nicht akzeptiert und wird verhöhnt. Schließlich befinden sich Jisrolik und die Mähre gemeinsam in einer Grube.

Sie unterhalten sich und die Mähre, eigentlich ein verzauberter Prinz, erzählt von ihrer jahrhundertalten Verfolgungsgeschichte. Jisrolik versucht sie zu motivieren, dass man durch Erziehung und Bildung zur Verbesserung seiner selbst beitragen kann und sich damit aus der Passivität löst. Das Pferd jedoch, geprägt von langjähriger Erfahrung von Misshandlung und Verfolgung, fragt: „Was für eine Verbindung gibt es zwischen Essen und Bildung?“

Abramowitsch war davon überzeugt, dass man die Einzigartigkeit des Jüdischseins würdigen und aufrechterhalten müsse. Die missliche Lage der jüdischen Bevölkerung erkannte er als nicht selbstverschul-

det, sondern vielmehr als Folge ihres niedrigeren Status in einer überwiegend feindlich gesinnten nichtjüdischen Gesellschaft. Dieser Standpunkt ist einer der prägnantesten Einflüsse auf Abramowitschs spätere Werke und wohl auch ein Grund für die Überarbeitung seiner früheren Geschichten.

Odessa

Ab 1881 befand sich Abramowitsch in einer persönlichen Krise, seine Tochter Rashel starb in St. Petersburg und sein Sohn Michail wurde wegen seiner politischen Aktivitäten verbannt, konvertierte später zum Christentum und heiratete eine Russin. Über seine persönliche Verfassung schrieb Abramowitsch in einem Brief an seinen Freund Mosche Halpern am 5. Juni 1884: „Die Sorgen haben in der letzten Zeit mein Herz versteinert, so wie meine Zunge nicht reden und meine Hand kein Wort schreiben konnte. Das ist ein Schweigen, das manchen Menschen trifft, wenn schwere Leiden plötzlich eintreten.“

Die rettende Unterbrechung seines Zustandes war die Einladung, eine neugegründete Schule in der jüdischen Gemeinde von Odessa zu leiten. Diese Position bekleidete er bis 1916, ein Jahr vor seinem Tod. Das war für ihn die Chance, finanzielle Sicherheit zu erlangen und zudem noch in eine Stadt zu ziehen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zentrum der modernen jüdischen Literatur und der aufkommenden zionistischen Bewegung geworden war.

Schnell wurde er in den Kreisen der jüdischen Intellektuellen aufgenommen und die lebendige Atmosphäre beeinflusste sein literarisches Schaffen positiv. In den folgenden Jahren überarbeitete Abramowitsch alle seine früheren Werke und versuchte in weiteren Texten die Stimmung, die im Zuge der Pogrome 1881/82 aufkam, einzufangen. Die Überarbeitung seiner Werke beschäftigte ihn für den Rest seines Lebens und nur wenige neue Texte entstanden. Seine früheren Geschichten wurden in den Überarbeitungen stark erweitert, insbesondere *Fischke der krumer* (1888) und *Dos wintschfingerl* (1888–1909). Lediglich eine völlig neue autobiographische Novelle befand sich in der Entstehung (1899–1917) und wurde nie beendet: *Schloyme Reb Chajims*.

Abramowitschs Bemühung, die Atmosphäre im jüdischen Leben der letzten zwanzig Jahre des 19. Jahrhunderts in Russland zu erfassen, kam in dutzenden Kurzgeschichten und Novellen zum Ausdruck, die er ausschließlich auf Hebräisch verfasste. Abramowitsch ging nun dazu über, alle seine überarbeiteten jiddischen Werke, bis auf *Dos klejne mentsche-*

le, ins Hebräische zu übersetzen oder künstlerisch neu umzusetzen. *Kitser Masoes Binjamin ha-Schlischi* erschien als *Mas'ot Binjamin ha-Schlischi* 1896. *Dos wintschfingerl* hieß nun *Be-emek ha-bacha* (Im Tal der Tränen) und wurde in mehreren Teilen von 1897 bis 1909 veröffentlicht.

Schloyme Reb Chajims erschien gleichzeitig auf Jiddisch und Hebräisch unter zwei Titeln: *Ba-jamim ha-hem* (In diesen Tagen) und *Chaje Schelomoh* (Das Leben von Salomon). Ab 1900 wurden den hebräischen Kapiteln teilweise die entsprechenden jiddischen vorangestellt. *Fischke der krumer* wurde als *Sefer ha-kabtsanim* (Das Buch der Bettler) in einer hebräischen Version von Chajim Nachman Bialik 1902 veröffentlicht und dann in einer neuen Version in der Sprache von Abramowitsch selbst (1909). *Di kljatsche* wurde überarbeitet und erweitert zu *Susati* (Meine Mähre) und erschien in der Jubiläumsausgabe der hebräischen Werke Abramowitschs (1909–1912).

Abramowitsch war in Odessa in Kontakt mit Scholem Aleichem, mit dem Historiker Simon Dubnow und mit hebräischen Schriftstellern wie Chajim Nachman Bialik, J.H. Rawnitzki und Achad HaAm. Scholem Aleichem kontaktierte Abramowitsch 1888 in der Hoffnung, dessen Texte in seiner Anthologie *Di jidische folksbibliothek* (Die jüdische Volksbibliothek) unterzubringen. Sie korrespondierten schnell in vertraulichem Ton. Scholem Aleichem bezeichnete ihn als den *Sejde*, den Großvater der Jiddischen Literatur, und Abramowitsch adressierte ihn als *Ejnikl*, den Enkelsohn, obwohl zwischen beiden nur dreiundzwanzig Jahre lagen.

Zwei Sprachen – ein Autor

Die Wahrnehmung des Jiddischen wurde nun gleichauf mit Hebräisch als eine nationale jüdische Sprache wahrgenommen. Abramowitsch war zum Vorbild dieser Zweisprachigkeit geworden. Es gab zwei Jubiläumseditionen seiner Werke, eine in Hebräisch (1909–1912) und eine in Jiddisch (1911–1913).

Forscher und Linguisten studierten Abramowitschs Sprachgebrauch und zeigten auf, wie er aus einem gesprochenen Dialekt eine literarische Sprache entwickelte, die gleichzeitig noch die idiomatische Schärfe der Volkssprache bewahrte. Abramowitsch löste sich von den spezifischen ortsgebundenen und dialektalen Besonderheiten und formte ein Jiddisch, das für die Sprecher in allen Regionen verständlich war. Die meisten späteren jiddischen Schriftsteller folgten ihm darin. Im Vergleich dazu hat Abramowitsch im Hebräischen verschiedene Sprachstufen verschmolzen und eine Form erster

hebräischer Prosa erfunden. Vor ihm hatte noch kein Autor solch eine harmonische Verbindung geschaffen.

In einem Brief vom 11. September 1906 an Jehoschua Chana Rawnitzki schrieb er über sein Schreiben auf Hebräisch: „Der Stil meiner Erzählungen auf Hebräisch ist insgesamt neu, denn ich habe mich zuvor mit meinem Herz und meinem Verstand beraten und beschloss: Lass uns einen hebräischen Stil schaffen, der lebendig ist und eine klare präzise Sprache spricht wie die Menschen in unserer Zeit und an unseren Orten, aber die Seele soll jüdisch sein.“

In seiner Rede anlässlich seines 75. Geburtstages in Odessa sagte er: „Die Sprache ist der Lebensgeist des Menschen und wenn man dem Menschen die Sprache wegnimmt, ist es, als ob man ihm das Leben nimmt.“

Der Abschied

Man hatte sich schon auf Abramowitschs 80. Geburtstag vorbereitet und hoffte noch immer, dass er seine Schwäche überwinden würde. Aber, so schreibt sein Freund Chajim Nachman Bialik, er sei zwar von seinem Krankenbett aufgestanden, dennoch kehrte seine frühere Kraft nicht wieder zu ihm zurück. Auch seine stolze Haltung und sein Mut fehlten ihm. Er war müde geworden. Von all seinen besonderen Eigenschaften sei ihm nur sein klarer Verstand geblieben.

Als Scholem Jankew Abramowitsch am 25. November 1917 verstarb, verbreitete sich diese Nachricht schnell. Alle möglichen Interessengruppen wollten den großen Leichnam für sich beanspruchen und die Beerdigung vorbereiten. Sie ließen große Todesanzeigen in der Zeitung drucken und luden Freunde ein, um das Andenken des großen Schriftstellers zu ehren. Damit es in der Vorbereitung nicht zu Missverständnissen kam, berief Chajim Nachman Bialik alle Vorsteher der Interessenparteien zu einer Sitzung ein. Man einigte sich darauf, keine Kränze niederzulegen und ohne Fahnen zu gehen.

Die ausgewählten fünfzehn Redner durften nur fünf Minuten, sprechen. Am Tag der Beerdigung waren die Straßen überfull von Trauergästen. „Es kamen alle Schüler aus den Schulen, alle Arbeiter, Händler. Der Beerdigungszug zieht langsam voran, zehntausende Menschen hinter dem Sarg. Die Enge ist ungeheuer, es ist unmöglich Ordnung zu schaffen. Der ganze Weg ist voller Menschen, die auf den Friedhof eilen. Juden kommen aus den kleinsten Gassen, einfache Juden haben den Namen Mendele gehört und ließen ihre Hammer und Nadeln fallen und kamen heraus, um ihren Schriftsteller zu begleiten.“

וואָס הייסט חנוכה?

איז יענער צייט, און אפשר נאך איצט אויך, איז פאר יודישע יונגלעך, וועלכע זיצען נעבעך פערשפארט אין חדר ווי די היהנער אין שטייג, פון אינדערפריה ביו ניין א זייגער אויפדערנאכט, ניט געווען קיין שעהנערע צייט, ווי די אכט טעג פון חנוכה. א קלייניגקייט חנוכה! פון לערנען איז מען פריי, חנוכה-געלד נעהמט מען ביי טאטע און מאמע, פעטערס און מוהמעס, זיידעס און באבעס, אין דריידעל שפיעלט מען, מסחרים מאכט מען, און אז גאט העלפט, שפאלט מען נאך קארטאפליעס אויף צווייען און מע מייסטערעוועט פון זיי חנוכה-לעמפלעך פונ'ם טאטענס וועגען, — מע לעבט ווי גאט אין אָדעס.

[...]

דער טאטע זיצט מיט געסט ארום טיש און מען איז זיך מפלפל אין דברי תורה. יודען ריידען מיט אלע אברים, מען מאכט מיט די הענר, מען דרעהט דעם גראָבען פינגער, מען מאכט משונה געוואָרען. הכלל, ס'איז ליהודים... פון וואָס רעדט מען? מענינא ריווא, פערשטעהט זיך. אלע מאָל הערט מען פון דעם רעש א שאלה: „וואָס איז חנוכה?“ יודען קנייטשען מיט די שטערענס, פער קרימען זיך זעהר שטארק, בייסען דעם שפיץ באָרד, מען זעהט בעשייני-פערליך: זיי קענען זיך ניט פערענטפערען די האַרבע קשיא: „וואָס הייסט חנוכה?“ איינער פון דער קאמפאניע שטעהט אויף, דערצעהלט דעם עולם עפיים א „תנו רבנן“, פערטיעפט זיך אין דעם ענין, געפינט אלע מאָל נייע פשטים, דרשנ'ט מיט גרויס התלהבות, שאַרפט זיך א מוח.

[...]

מחמת איך בין געווען דעם אויפדערנאכט זעהר בגלופין און מחמת דער יום-טוב חנוכה איז ביי מיר געווען זעהר חשוב, האָב איך א פיצעל, א שנעק, זיך ניט געשראָקען פאר א טאטען און פאר פרעמרע יודען מיט בערד און האָב א זאָג געטהאָן כמשיח לפי תומו:

— א גרויסע מציאה! אכט טאָג פון א קריגעל איז גאָר קיין נס ניט. אָט, א שטייגער, ווען מען וואָלט געלייכט פון איין קריגעל א נאָנץ יאָהר און סע וואָלט געווען א נאָנץ יאָהר חנוכה, אָט דאָס פערשטעה איך, אָט דאָס וואָלט געהייסען א נס. מען וואָלט פטור געוואָרען פון דעם מלמד מיט זיינע פעטש און סטוסאָקעס.

איך האָב נאָך ניט אוספּייעט ענדיגען, האָט מיר דער טאטע אַראָב-געלאָזט א פאטש הגרול הנבור והנורא.

[...]

— הכלל, דער פאטש, וואָס איך האָב דעמאָלט בעקומען פונ'ם טא-טען, איז ניט גענאָנגען לאַבור. דער נאָנצער שמועס וועגען חנוכה, דעם טאָמענס כעס. דער אומגעריכטער פאטש — אַלסדינג איז מיר געבליבען אין זכרון און דאָס האָט מיר געטריבען נאָך יונגערהייט צו קלעהרען און עוסק צו זיין אין דער שאלה: „וואָס הייסט חנוכה?“ פון אָנהויב האָב איך געוואוסט, ווי אלע יונגלעך, אז אום חנוכה זאָגט מען „על הנסים“ און אין „על הנסים“ שטעהט: אין דער צייט פון מתתיהו בן יוחנן השמונאי מיט זיינע זיהן די כהנים איז אויפגעשטאָנען מלכות יון הרשעה אויף דעם פאָלק ישראל צו מאַכען עס פערגעסען די הייליגע תורה. און הקדוש ברוך הוא האָט געטאָן א נס און האָט איבערגענטפערט שטארקע אין די הענר פון שוואַכע און רשעים אין די הענר פון צדיקים און מוטוויליגע אין די הענר פון די וואָס לערנען זיין תורה. נאָכדעם האָט מען אויסגערייניגט דעם בית-המקדש און אָנגעצונדען ליכט און איינגעפיהרט אכט טאָג חנוכה.“ האָב איך מיר פון דעם געדונגען אַזוי: די שטארקע — דאָס זענען די יונגים, די שוואַכע — דאָס זענען מתתיהו מיט זיינע זיהן מיט די איבעריגע עהרליכע יודען, לומדים, באַנקיקוועטשערס, א שטייגער ווי די היינטיגע מלמדים, רבנים און בטלנים, וועלכע זיצען אין בית-מדרש און זענען עוסק בתורה. יענער צד איז מסתמא אַרויסגעגאָנגען אין דער מלחמה מיט פערד און מיט רייטוואָגענס, מיר — מיט תשובה, תפלה וצדקה. אז ס'איז געווען א יודי המכבי אויף דער וועלט און אז ער מיט זיינע ברידער זענען געווען שטארקע הילס-לייט, וועגען דעם האָב איך, פערשטעהט זיך, קיינמאָל ניט געהערט און דער רבי האָט מיר אויך ניט געזאָגט קיין האַלב וואָרט. אז איך האָב נאָכדעם דעהערט אין דער היים ביי אונז, מ'איז זיך מפלפל אין דער שאלה: „וואָס הייסט חנוכה?“ — האָב איך מיר אָפגעלערענט דעם פשט, אז דאָס, וואָס עס שטעהט אין „על הנסים“, איז אפנים ניט אינגאָנצען קלאָר און סע פערענטפערט ניט אלע קשיות. די דרשה מיט'ן קריגעל בוי-מעל, וואָס ס'האָט געקענט קלעקען נאָר אויף איין טאָג און מ'האָט דערפון געלייכט גאָנצע אכט, האָט זיך מיר אויך ניט געלעגט אויפ'ן שכל: וואָרום זעל'ט אַנדערס זיין, אז ס'איז אַזוי, וואָלט דאָך דער נס געדויערט נאָר 7 טעג, פאר וואָס זשע האָט מען איינגעפיהרט 8 טעג? — אָט אַזוי פון קלערעניש צו קלערעניש, פון זוכעניש צו זוכעניש, ביז איך האָב זיך געלאָזט אַיינריידען פון יצר הרע און האָב געהאָפט א קוק אין ספרים חצונים — אין יודישע היסטאָריע, הייסט עס. דעמאָלט ערשט האָבען זיך מיר גע-עפענט די אויגען און איך האָב געפונען א ענטפער אויף מיין קשיא, — אַצינד, רבותי, העיחה, ווייס איך, וואָס הייסט חנוכה!



מענדעלע מוכר ספרים
1836-1917
MENDELE MOICHER SFORIM

<https://yivo.org/A-Traveler-Undisguised>



Titelbild von *Fischke der krumer*, in: Majsel, Nachman (Hg.): *Dos Mendele Buch*, New York 1959, S. 276.
Text: *Ale werk fun Mendele Mojcher Sforim*, 9. Bd., New York 1920, S.189-193.



DAS LÄNDLICHE JÜDISCHE ERBE IN BAYERN – EINE ARTIKELSERIE

Jüdischen Lesergemeinschaften gibt es nicht mehr. In Bayern waren dies über Jahrhunderte hinweg ein zentraler Bestandteil des jüdischen Lebens. Die Artikelserie zeigt und erklärt die Geschichte der jüdischen Lesergemeinschaften in Bayern. Die Artikelserie zeigt und erklärt die Geschichte der jüdischen Lesergemeinschaften in Bayern. Die Artikelserie zeigt und erklärt die Geschichte der jüdischen Lesergemeinschaften in Bayern.



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.